Litterarisches Leben am Rhein

Zwei Studien

von

Dr. Joesten,

Regierungsrat, Vorsitzendem des Landesverbandes (Niederrhein-Westfalen) und Mitglied des Gesamtvorstandes des Deutschen Schriftstellerverbandes

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1899

Litterarisches Leben am Rhein

Litterarisches Leben am Rhein

Zwei Studien

über

„Die litterarische Bildung am Rhein im vorigen Jahrhundert"

„Gottfried Kinkel und sein Kreis in Bonn"

von

Dr. Joesten,

Regierungsrat, Vorsitzendem des Landesverbandes (Niederrhein-Westfalen) und Mitglied des Gesamtvorstandes des Deutschen Schriftstellerverbandes

Leipzig

Fr. Wilh. Grunow

1899

Seinem hochverehrten Freunde,

Herrn Geheimen Justizrat
Professor Dr. Hermann Hüffer zu Bonn,

dem verdienstvollen rheinischen Litteraturforscher

zugeeignet

Die litterarische Bildung am Rhein im vorigen Jahrhundert

In der „Täglichen Rundschau“ von 1894 (Nr. 267) finden wir das Urteil eines Kritikers, von dem wir bei der Behandlung unsers Themas ausgehn möchten, und das folgendermaßen lautet: „Es giebt in Deutschland eine ziemlich reich blühende katholische Dichtung, von der im allgemeinen die nichtkatholische Bevölkerung kaum etwas weiß; selten gelingt es einem Vertreter jener Dichtung, in die Litteraturgeschichte, die nur nach der Kunst und nicht nach der Konfession fragt, Eingang zu finden. Daran trägt nicht etwa die religiöse Absonderung als solche schuld, sondern der litterarische Charakter jener Dichtung, der freilich durch die Absonderung bedingt ist. Die meisten katholischen Dichter — ich spreche natürlich nur von den religiös schaffenden — stehn in fast keiner Berührung zu der allgemeinen Kunstbewegung der Zeit, in der Form und den Ausdrucksmitteln sind sie sehr konservativ, und wenn sie sich Vorbilder wählen, so kümmern sie sich im großen und ganzen mehr um die Glaubensreinheit des Vorbildes, als um seine künstlerische Bedeutung.“

Veremundus, der Verfasser der dem Leser wohl nicht unbekannten Schrift: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?“ (im Verlage von Franz Kirchheim zu Mainz, 1898), pflichtet diesem „bittern

aber wahren" Urteil bei und sucht bei der Frage nach den Gründen der litterarischen Rückständigkeit der katholischen Schriftsteller und ihrer Abseitsstellung die Ursachen nicht in der geringern Begabung und in einem thatsächlichen Mangel an Talenten unter den Katholiken, sondern in mehr äußerlichen, vorübergehenden Zuständen. Zunächst sei es der Mangel an Interesse, die Engherzigkeit durch Hineintragen jugenderzieherischer Grundsätze, die Prüderie und endlich die mangelhaften Zustände auf dem Gebiete der Kritik, die als Gründe der im allgemeinen unbefriedigenden Litteraturverhältnisse (von wenigen ehrenvollen Ausnahmen abgesehen) bezeichnet werden müßten. Wenn schon die in Betracht kommende Kritik dieses Buches in katholischen Kreisen zugeben mußte (vgl. Kölnische Volkszeitung Nr. 731, Jahrgang 1898), „daß das Werk viel zu viel Wahrheiten enthalte, die man respektieren müsse, auch wenn sie unbequem seien," so wird der objektive Beurteiler, der dem konfessionellen Standpunkt in Kunstfragen fern steht, diesem Urteile nur beipflichten müssen. Die beachtenswerten Ausführungen von Veremundus befassen sich nun vornehmlich mit der Frage, wie es um die katholische Belletristik in unsern Tagen steht. Beim Lesen dieser Schrift kommen wir unwillkürlich zu den Fragen: Ist das immer so gewesen, wie war insbesondre das deutsche Litteraturleben in den vorwiegend katholischen Gegenden unsrer engern Heimat in der Vergangenheit beschaffen, und in welchem Maße hat die Rheinbevölkerung an dem geistigen Umschwunge des vorigen Jahrhunderts Anteil genommen? Man hat diese Frage häufig mit Voreingenommenheit behandelt, und um so mehr dürfte es sich zur Ergänzung der Wahr-

heit und zur Klärung vielfach bestehender Vorurteile empfehlen, in einer kurzen Betrachtung auf völlig objektiver Grundlage die Frage endgiltig zu würdigen, auf welcher Höhe das deutsche Litteraturleben am Rhein damals gewesen ist.

Ich will mich bei der Untersuchung und Entscheidung nur an die Thatsachen und Quellen[1]) halten und diese sine ira et studio abwägen und prüfen. Ich bemerke hierbei ausdrücklich, daß ich an dieser Frage von keinerlei politischem oder konfessionellem Standpunkte aus, sondern lediglich als rheinischer Schriftsteller interessiert bin, da meine Eltern und Voreltern am Rhein gelebt und gewirkt und auch an dem geistigen Leben der damaligen Zeit nach ihren Verhältnissen und Kräften teilgenommen haben. Es ist mir daher keineswegs gleichgiltig, in welcher geistigen Luft sich ihr Dasein vollzogen hat. Freie Mitteilung der Wahrheit ist nach Fichte das schönste Vereinigungsband, das die Welt der Geister zusammenhält, und so wollen auch wir die Wahrheit, wenn sie auch bitter sein sollte, nicht scheuen und sie in dieser die deutsche Litteraturgeschichte eng berührenden Frage ungeschminkt und vorurteilslos zu Worte kommen lassen, eingedenk der Worte Shakespeares:

Die Wahrheit läßt sich nicht genug bestätigen,
Selbst wenn der Zweifel immer schwiege.

Die rheinische Litteraturgeschichte hätte unzweifelhaft beim Beginn des achtzehnten Jahrhunderts einen andern Lauf genommen, wenn die kirchlichen und natio-

---

[1]) Die in dieser Abhandlung aufgeführten Quellen, Urkunden und Schriften liegen sämtlich im Archiv und in der Stadtbibliothek zu Köln.

nalen Gegensätze nicht die Zerreißung der Niederlande und die Trennung vom Deutschen Reich bewirkt und sich nicht dem freien Staat der protestantischen Niederlande im Norden die katholischen Niederlande im Süden unter fremden Einflüssen, fremder Herrschaft und fremdem Geschmack gegenüber gestellt hätten. Dieser Einfluß und Geschmack, der das Fremde begünstigte, wirkte nachhaltig auch in Beziehung auf die Litteratur am Rhein bis tief in das achtzehnte Jahrhundert fort. Wie der Glanz der rheinischen Geschichte mit der Macht des geeinten Reichs zusammenhängt, so hängt die Erschlaffung des rheinischen Litteraturlebens auch mit dem Niedergange des mittelalterlich Deutschen Reichs zusammen. Und dieser Niedergang fand seine Entscheidung unter den Kämpfen der Reformation, von der ab die rheinische Geschichte ihren höhern Schwung verliert. (Vgl. M. Ritter, Über rheinische Geschichte und die Aufgaben der rheinischen Geschichtsgesellschaft. Köln, 1885.)

Nachdem wir dies zum Verständnis des Zustandes, worin die rheinische Litteratur am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war, vorausgeschickt haben, wollen wir nun zu einer Prüfung der Thatsachen und der Quellen übergehn.

Einem ähnlichen Urteil wie Veremundus begegnen wir schon bei einem Zeitgenossen des achtzehnten Jahrhunderts am Rhein, mit dem wir den Leser kurz bekannt machen möchten; er ist zwar wegen seines Charakters und Lebenswandels im allgemeinen kein ganz klassischer Zeuge, ein etwas lockerer Geselle, indes immerhin eine Persönlichkeit, die auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften ernst genommen werden muß. Es ist der Bonner Universitätsprofessor Eulogius

Schneider, der frühere Franziskanermönch. Jedenfalls verdient er auf dem Gebiete unsrer Forschung unbedingten Glauben. Der aus der Hütte entsprossene, im Kloster erzogne, an den Hof, auf die Universität, zuletzt in den Kerker und aufs Blutgerüst geratne bekannte und berüchtigte Schöngeist Eulogius Schneider (vgl. Sein Leben und seine Schriften. Von Dr. Ehrhard. Straßburg, 1894) wirkte von 1789 bis 1791 an der Universität Bonn, an die ihn der Kurfürst berufen hatte. In seiner akademischen Antrittsrede verbreitete er sich eingehend: „Über den gegenwärtigen Zustand und die Hindernisse der schönen Litteratur im katholischen Deutschlande." Eines dieser Hindernisse, warum die Katholiken in dem, „was die Kultur der schönen Litteratur betrifft, noch weit hinter dem Ziele zurück sind, welches die Protestanten erreicht haben," findet Schneider in der mangelhaften und vom jesuitischen Geiste durchdrungnen Bildung und Erziehung auf den Gymnasien. Ein zweites ist in seinen Augen die „Mönchsmoral," die sich noch immer mit der christlichen Moral vermische und unter den guten Samen des Evangeliums ägyptisches Unkraut streue. Schneider verlangt eine Moral, die die Liebe nicht „zu einem bloß tierischen Triebe herabwürdige," die Gedichte erlaubt, „die zärtliche Gefühle" atmen, und die nicht den Nationalstolz, den Patriotismus verletze. Er verdammt die Moral, die der Ehrbegierde „eine gewisse Selbsterniedrigung, eine ungerechte Wegwerfung seines eignen Wertes, die man Demut nennt, entgegensetzt, . . . diejenige, welche Zärtlichkeit und Ehrliebe zu Verbrechen, Gefühllosigkeit hingegen und Niederträchtigkeit zu Tugenden macht." Er schloß die Rede mit folgender Aufforderung: „So, meine Herren,

wollen wir Hand in Hand dem Haine der Musen zuwandeln und in ihrem Umgange jene edlern Vergnügungen aufsuchen, welche zwischen den reinen Freuden des Himmels und den rohen Ergötzungen der tierischen Welt die Mitte halten und eben deswegen unsrer Natur vorzüglich angemessen sind."

In seinem Werke „Die ersten Grundsätze der schönen Künste überhaupt und der schönen Schreibart insbesondre," das seinen Schülern als Handbuch dienen sollte, setzte er ferner seine Ansichten über Kunst und Ästhetik auseinander: „Es soll, sagt er in der Einleitung, ein Lehrbuch der schönen Wissenschaften werden. Unter diesen versteht man die Redekunst und Dichtkunst, welche aus einigen nicht sehr wichtigen Gründen von den schönen Künsten unterschieden werden. Mein Wunsch wäre, das ganze Gebiet des Schönen zu umfassen; aber das Bedürfnis meiner Zuhörer und meine Bestimmung fordern, daß ich mich bloß auf die schönen Wissenschaften beschränke. Da aber diese, ohne die allgemeine Theorie des Schönen vorauszuschicken, nicht können erlernt werden, so wird der erste Hauptteil dieses Werkes die Ästhetik sein. Der zweite ist der Untersuchung der Sprache in Hinsicht auf schöne Wissenschaften gewidmet. Der dritte wird die Dichtkunst, der vierte und letzte die Redekunst behandeln."

Die Stellung, die die streng kirchliche Partei, deren Hauptvertreter ein großer Teil der Bürgerschaft Kölns, die Kölner Universität und das Kölner Domkapitel waren, Schneider gegenüber wegen seines Verhaltens, seiner Lehren, seiner Schriften und besonders seiner Gedichte einnahm, führte bekanntlich zur Entlassung Schneiders aus seinem Lehramte. Dessen ungeachtet hat Schneider selbst Bonn als „die aufgeklärteste Uni-

versität im katholischen Deutschlande" bezeichnet. Aus diesem Urteil geht hervor, daß nach Schneiders Meinung lediglich die Mönchsmoral und die jesuitische Bildung und Erziehung der schönen Litteratur im katholischen Deutschland als Hindernis entgegenstehen, keineswegs sagt er dies aber von dem Rhein und seinen Bewohnern. Mönche und Jesuiten gab es in damaliger Zeit überall. Aber das auffallendste ist, daß er gerade die Universität Bonn als die aufgeklärteste im katholischen Deutschlande rühmte. Es muß daher doch nicht so schlimm mit der litterarischen Bildung am Rhein beschaffen gewesen sein, es erscheint uns daher geradezu unverständlich und übertrieben, wenn man den Rheinlanden im Vergleich mit andern Gegenden unsers großen deutschen Vaterlands den Sinn und die Empfänglichkeit für unsre nationale Dichtkunst im vorigen Jahrhundert abzusprechen sich bemüht hat. Wir verweisen in dieser Beziehung unter anderm auf eine Stelle in Zarnckes Litterarischem Centralblatt (Nr. 20 vom 16. Mai 1874), worin bei der Besprechung eines Aufsatzes von Hermann Hüffer „Rheinisch-Westfälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution" (vgl. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 26, S. 1) von dem Verfasser der in dem Aufsatz mitgeteilten Briefe gesagt wird, „er könne als Typus des damaligen unter dem Krummstab behaglich dahinlebenden und verkommenden Geschlechts gelten, das selbst der Sturm der Revolution nicht mehr habe umwandeln können. Dieses Geschlecht mußte verschwinden, wenn es in Deutschland besser werden sollte." Hüffer hat damals dem Kritikus gründlich heimgeleuchtet (vgl. Heft 27 a. a. O., S. 448) und betont, daß sich in Wahrheit

neben den abgestorbnen staatsrechtlichen Formen ein reicher Schatz von künstlerischer Befähigung und gelehrten Kenntnissen erhalten hatte, besonders in den mittlern Ständen. Wäre es anders gewesen, so würde der gewaltige Anstoß von außen die Zerstörung, nicht die Neugestaltung und Kräftigung unsers Vaterlandes herbeigeführt haben.

Die folgenden Ausführungen werden hoffentlich genügendes Material zur Beantwortung der uns gestellten Aufgabe bringen, um auch die letzten Schatten einer voreingenommenen und geschichtsfälschenden Beurteilung des Bildungsgrades unsrer Vorväter am Rhein im achtzehnten Jahrhundert zu vertreiben und das Märchen von dem obskuranten Rhein ein für allemal energisch zurückzuweisen.

Die deutsche Litteratur erfuhr in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen mächtigen Umschwung. Hochbegabte Männer der verschiedensten Richtung schlugen neue Bahnen ein und erreichten teils durch die Zerstörung und Bekämpfung verjährter Irrtümer, Vorurteile und falscher Ansichten, teils durch geniale Schöpfungen eine Höhe der Bildung, wie sie in der neuern Geschichte kaum ihresgleichen hatte. Den größten Aufschwung nahmen die Dichtung und der Kunstgeschmack, sodaß die poetische Bildung jeder andern den Vorrang abgewann, daß Philosophie und Religion im Bunde mit der Dichtkunst standen, daß Phantasie und Gefühl auch auf das Gebiet der Wissenschaft hinübergetragen wurde. Die größten und edelsten Geister der Nation wandten der Dichtkunst ihre Talente zu. Die litterarische Bildung war vor einem Jahrhundert weiter entwickelt und stand höher im Preise als heute, wo Politik und Naturwissen-

schaften mit ihren fortwährenden Überraschungen und neuen Entdeckungen das Interesse der Zeitgenossen vorwiegend beschäftigen.

Das gemeinsame Band für die geistigen Bestrebungen war damals vorwiegend die litterarische Bildung. Sprachforscher wie Wilhelm von Humboldt, Naturforscher wie Alexander von Humboldt waren mit unsern großen Dichtern aufs engste verbunden; die Vertreter der Philosophie gingen mit den Heroen der Dichtung Hand in Hand. Während Goethe auch als Naturforscher Entdeckungen machte und wissenschaftliche Theorien aufstellte, die damals, wenn auch viel umstritten, großes Aufsehen erregten, lebt Schiller nicht nur als Dichter, sondern auch als Denker in unsrer Nationallitteratur fort. Man denke ferner an den Physiker Lichtenberg, an den Philosophen Herder und andre Größen, in deren Schriften und Gedanken Wissenschaft und Dichtkunst Hand in Hand gehn. Selbst die strengern Fachmänner schlossen sich nicht von den schönwissenschaftlichen Bestrebungen der damaligen Zeit ab. Aber auch schon damals haftete dem deutschen Schriftwesen der Fluch an, daß Bücher auch solcher Schriftsteller, die zu großem Ansehen gelangten, in der Regel von den Zeitgenossen nur einmal[1]) gelesen und dann für immer beiseite gelegt, von den nachfolgenden Geschlechtern aber selten wieder aufgenommen wurden. Daher haben die sinnvollsten und lehrreichsten Dichtungen nur eine geringfügige, jedenfalls eine sehr vorübergehende Wirkung auf die natio-

[1]) Auch heute kann man von den Deutschen, dem Volke der Dichter und Denker, leider nur sagen, daß sie das schreibseligste aber nicht das lesefleißigste Volk sind.

nale Bildung geäußert, und die historischen Vorurteile, die Lessing vor hundert Jahren aus dem Gebiete der Geschichte hinwegzuräumen bemüht war, behaupten noch heute bei einem großen Teile der Nation, auch dem gebildeten und belesenen Publikum, ihre Geltung. Die meisten deutschen Fürsten[1]) erwiesen der deutschen Litteratur keine Förderung, und an dem Kaisersitze und bei den katholischen Höfen war für eine vom protestantischen Norddeutschland ausgehende Geistesregung noch weniger zu erwarten. Erst in den Tagen, wo die Existenz des Reiches am Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Spiele stand, waren Poesie und Philosophie die Zielpunkte des nationalen Strebens der Deutschen, erregten die Dichtungen, mit denen Goethe und Schiller das Jahrhundert beglückten, die humoristischen Romane des genialen Bayreuthers Jean Paul Friedrich Richter so sehr die öffentliche Teilnahme, daß selbst hervorragende politische Ereignisse in den Hintergrund traten.

Was nun insbesondre das geistige Leben am Rhein im vorigen Jahrhundert anbetrifft, so ist es vielfach durch geschickte Gruppierung vereinzelter Thatsachen als ein vollständiges Nachtgemälde ohne jeden Strahl erwärmenden Lichts dargestellt worden. Es soll daher unsre Aufgabe sein, in kurzen Zügen ein objektives Bild von dem damaligen geistigen Leben aufzurollen.

Am Rhein gab es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vornehmlich vier Städte, Köln, Düssel-

---

[1]) Während Friedrich II. in Berlin den Grundsätzen Voltaires huldigte, war Kaiser Joseph II. ein Verehrer und Bewunderer Rousseaus, den er sogar in Paris in dessen Dachstübchen aufsuchte.

dorf, Koblenz und Bonn, in denen die Kunst und die Wissenschaft gepflegt wurden. In der kurpfälzischen Residenz der Herzöge von Berg, in Düsseldorf, war es der Landesherr, der dort im Einvernehmen mit den Ständen die berühmte Gemäldegalerie anlegte, die noch heute der Grundstock zu der Münchner Pinakothek ist. Düsseldorf, die sinnige Kunststadt, hat uns schon im vorigen Jahrhundert eine Reihe unsrer besten Dichter gegeben, Johann Georg Jacobi, den Freund Gleims, dessen Bruder Friedrich Heinrich Jacobi, den Freund Goethes, Varnhagen von Ense, Immermann und Heinrich Heine, der sich zwar in seiner Selbstbiographie als „einen der ersten Männer des Jahrhunderts" bezeichnet, den wir aber mit Rücksicht auf sein Geburtsjahr 1797 noch ins achtzehnte Jahrhundert nehmen müssen. Immermann stammt zwar nicht aus Düsseldorf, aber sein Name ist mit dem geistigen Leben dieser Stadt und des Rheinlandes so innig verknüpft, daß wir ihn nur von hier aus betrachten und als den „unsern" bezeichnen können. Zwei andre Düsseldorfer Poeten, Wilhelm Lindau (geb. 1774), einen fruchtbaren Romanschriftsteller, und Eduard von Schenk (geb. 1788), den nachmaligen bayrischen Minister des Innern und Günstling König Ludwigs, will ich auch noch erwähnen.[1])

Unstreitig aber ist eine Glanzzeit in der deutschen Litteratur die Jacobische Zeit, die uns Goethe in „Wahrheit und Dichtung" ausführlich geschildert hat.[2])

[1]) Als Dichter hat sich Schenk besonders durch sein 1826 erschienenes Trauerspiel „Belisar" bekannt gemacht. Die Sammlung seiner „Schauspiele" umfaßt drei Bände. (Stuttgart, 1829—35.)

[2]) Teil III, Buch 14.

2*

Damals war der Altmeister im Jahre 1774 mit Lavater und Basedow in leichtem Kahne auf dem Rhein hinabgeschwommen von Koblenz nach Köln:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Im Jahre 1792 sehen wir Goethe abermals in Düsseldorf. Hier finden wir Herder, die Fürstin Gallitzin, den Denker und „Magus des Nordens“ Hamann, den Reisenden Forster, und als ständigen Gast Heinse, den geistreichen Verfasser des „Ardinghello.“ Hier entspann sich der interessante Briefwechsel zwischen Heinrich Jacobi und Wieland, dem Wandsbecker Boten Claudius, Lavater, Schiller, Fichte, Wilhelm von Humboldt und andern Größen der deutschen Litteratur. Johann Georg Jacobi, der Dichter, sang hier seine zartesten Lieder.

Auch dem Theater hatte man in Düsseldorf früh eine Heimstätte bereitet. Im siebzehnten Jahrhundert hatte es schon eine italienische Oper (1687). Seit dem Jahre 1751 wurden regelmäßig Vorstellungen einer fahrenden Schauspielertruppe unter N. Schuchs Leitung gegeben, dann folgt 1753 bis 1755 Geovazio Sillani mit Lustspielen, 1758 Direktor Karl Theophilus Doebbelin, 1759 Pierre Jacques Ribou, 1767 Arn. Heinrich Porsch, 1775 Josephi, 1783 (19. Februar) wird Hamlet gegeben, 1788 finden wir die Truppe der Witwe Böhm. Unter Immermanns Leitung wurde später das Düsseldorfer Theater eine Musteranstalt für ganz Deutschland. (Vgl. Geschichte der Stadt Düsseldorf, herausgegeben vom Düsseldorfer Geschichtsverein. Düsseldorf, 1888, bei Kraus.) Im übrigen erschien schon 1745 die Stadt-Düsseldorfer

Post-Zeitung, der 1769 das Jülich-Bergische Wochenblatt folgte.

Der Trierer Kurfürst Clemens Wenzeslaus und der Kölnische Kurfürst Maximilian Franz ließen es sich in Koblenz angelegen sein, für die geistige Hebung des Volkes thätig zu sein und hierbei die Musik zur Blüte zu entfalten.[1]) In der Residenz der Kölnischen Kurfürsten zu Bonn wurde ebenfalls der Musik eine Pflanz- und Pflegestätte bereitet, die sich nur auf dem

[1]) Koblenz hatte schon um 1785 ein Theater, in dem dreimal wöchentlich deutsches Schauspiel mit Singspiel abwechselte. Vgl. von Wakkerbart, „Rheinreise,“ Halberstadt, 1794, dem unter den öffentlichen Gebäuden das Komödienhaus am besten gefiel (S. 222). Leider wurden darin zur Zeit der Fremdherrschaft vornehmlich französische Komödien gegeben. Wakkerbart fand hier in dem Leseinstitut, das vom Kurfürsten von Trier selbst eingerichtet war, „beinahe alle Zeitungen und Journale, welche in Deutschland herauskommen“ (S. 242). Diese Lesegesellschaften bezweckten damals, ähnlich unsern heutigen Bildungsvereinen, die Vermehrung der Interessen ihrer Mitglieder auf litterarischem und politischem Gebiete. In Mainz war nach dem Zeugnis A. Klebes (Reise auf dem Rhein. Frankfurt, 1801. S. 244, Band 1) vor dem Kriege eines der vorzüglichsten Theater Deutschlands, wo Kop, Christ, Porsch, Rhigini wirkten. Während der Fremdherrschaft gab es dort eine deutsche Bühne unter Hofmann und eine französische unter Madame Delloye und 1797 (nach der Eroberung von Mainz) unter Büchner. (Vgl. auch Klebe, Reise auf dem Rhein. Frankfurt, 1802, Band 2, S. 195, der der Meinung Ausdruck giebt, „daß in Koblenz erst seit dem Kriege und der Fremdherrschaft die Musen fast völlig entwichen seien.“ Vgl. auch A. Dominicus: Coblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier Clemens Wenzeslaus. Coblenz, 1869.)

Boden eines vielseitig angeregten Lebens entwickeln konnte. Cornelius, Beethoven und Görres, deren frühe Jugend in das Ende des römischen Reichs deutscher Nation fällt, sind diesem geistigen Gebiete der Städte Düsseldorf, Bonn und Koblenz entsprossen. War der Rhein doch schon damals fast nach allen Richtungen hin die Hauptader des öffentlichen Lebens in den deutschen Landen. Selbst die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges konnten der von Natur so bevorzugten rheinischen Gegend nichts anhaben, und Kurköln hatte sich im vorigen Jahrhundert eines lange andauernden Friedens zu erfreuen. Die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln traten nicht, wie der Fürstbischof von Würzburg, als Priester unter das Volk; auch in ihrer Regierungsweise wurde nach dem Zeugnisse K. A. Menzels (vgl. Neuere Geschichte, Band 6, S. 181) nichts vermißt, was die Zeitgenossen an den großen Regenten des Jahrhunderts als Staatsweisheit und Volksbeglückungskunst rühmten.

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens (in Bonn am 16. August 1774) erhob der im Jahre 1761 gewählte Kurfürst Max Friedrich die in Bonn bestehende Lehranstalt der Jesuiten im Jahre 1777 zu einer Akademie, um „reineres Licht über die Wissenschaften im Erzstifte Köln zu verbreiten." In der philosophischen Fakultät wurde außer dem Unterrichte in der deutschen Sprache nach Ramlers Einleitung in die schönen Wissenschaften, Gellerts praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in den Briefen in den Lehrplan aufgenommen, ferner Gottscheds deutsche Sprachkunst und Stoschs Versuch in richtiger Bestimmung gleichbedeutender Wörter, später auch die Anweisung zur deutschen Sprachkunst zum Gebrauch der Erzstiftisch-

kölnischen Schulen (Bonn, 1781). Auch das Wohl der Landschulen ließ er sich sehr angelegen sein, indem er für gute Lehrer und einen zweckmäßigen Unterricht sorgte. (Vgl. von Mering, Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden. Köln, 1842, VI. Heft, S. 98.) Das geistige Leben am Rhein war zu dieser Zeit schon, wie wir bei einer unbefangnen Würdigung der Thatsachen finden werden, in hoher Blüte, als der Osten unsers Vaterlandes noch lange nicht die Sonne Goethes hatte aufgehn sehen.

Der Kurfürst Maximilian Franz in Bonn machte es sich zur Aufgabe, dem freien Geiste in der Universität Bonn, im Gegensatz zu dem im alten Köln, eine neue Wohnstätte zu bereiten. Die Domherren und der Adel waren nicht minder als die Fürsten mit dem Gedanken der Freiheit und Aufklärung befreundet. Auf den neuerbauten Palästen sah man allegorische Bilder der Poesie und Künste, in den Gemächern der geistlichen Fürsten die Bilder und Büsten Voltaires und Rousseaus, deren Werke sogar die Dombibliothek ausleihen mußte. (Vgl. Nicol. Vogt, Rheinische Geschichten. Frankfurt, 1836. IV, S. 236). Max Franz war ein Gönner der Gelehrten und Künstler, wie er selbst ein Kenner und Freund der Wissenschaften war. Aloys Blumauer, der Verfasser der noch heute viel gelesenen Travestie von Virgils Äneide, zu der damaligen Zeit einer der gefeiertsten Dichter Österreichs, wurde von Max Franz an seinen Hof eingeladen, wo er (in Brühl) ausgezeichnete Aufnahme fand. Die Zwillingsbrüder, Maler Gerhard und Karl Kügelgen aus Bacharach, ließ er auf seine Kosten nach Italien reisen. (Vgl. von Mering, Geschichte der Burgen &c.

in den Rheinlanden. VI. Heft. S. 112. Köln, 1842.) Einige meinten schon mit dem protestantischen Professor der Geschichte Johannes von Müller, das katholische Deutschland habe den richtigen Weg ruhiger Bildung, von dem die ganze Nation vor zwei Jahrhunderten durch den Kampf der Bibelgläubigkeit gegen die Kirchgläubigkeit weggedrängt worden sei, zuerst wiedergefunden und werde mit den geretteten Mitteln leichter als das protestantische zur gedeihlichen Entwicklung gelangen. (Vgl. Johannes von Müllers Werke, Band XVI, S. 309, Brief an Friedrich Nicolai in Berlin.)

Der bekannte Litterarhistoriker Hermann Hüffer spricht sich über die damaligen Zustände in den geistlichen Fürstentümern folgendermaßen aus: „Man kann nicht behaupten, daß in diesen geistlichen Territorien die Regierung schlechter, die wirtschaftlichen und sozialen Zustände mehr veraltet und zerrüttet gewesen, als in weltlichen Staaten von ungefähr gleicher Bedeutung. Das alte Sprichwort »Unter dem Krummstab ist gut wohnen« hatte seine Bedeutung und gerade bei denen, die es am nächsten anging, seine Anerkennung noch nicht verloren. Selten haben, soweit ich sehen kann, die Einwohner, und zwar alle Klassen der Einwohner, anderswo so zufrieden, so neidlos und in ihrer Weise behaglich neben einander gelebt." Namentlich waren zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Ereignisse auf der Weltbühne in hohem Maße geeignet, das Interesse der gebildeten Welt ganz besonders in Anspruch zu nehmen. Im Westen rangen die Amerikaner mit den Engländern in blutigen Kämpfen um ihre Unabhängigkeit, im Osten entfalteten sich die glänzenden Siege Katharinas II.

und Josephs II. über die Türken, in der Nähe erwärmte den Deutschen das Bild des großen Preußenkönigs Friedrich II. Vom benachbarten Welschland drohte das Grollen der Empörung in einem unheimlichen Wetterleuchten, das einem welterschütternden Gewittersturme vorausging. Doch weder die Wirren im Auslande, noch die damals unerfreulichen Zustände in allen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes vermochten die litterarische Bildung in unserm Volke hintanzuhalten. Die Gebildeten unsers Volkes bereicherten sich dessen ungeachtet an den Schätzen der deutschen Dichter und Denker, die sie für Mit- und Nachwelt aus ihrem Geiste gefördert hatten. In wenigen deutschen Städten mochten damals die Verhältnisse günstiger gestaltet gewesen sein, als in Bonn am Rhein. (Vgl. Hermann Deiters, Ludwig van Beethoven. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1882; Beethoven, Biographische Notizen von Wegeler und Ferdinand Ries, 1838.)

Der Verfasser der „Malerischen Reise am Niederrhein“ (Köln am Rhein, bei dem Verfasser, und Nürnberg bei L. Weigel und A. B. Schneider, 1784) spricht sich bei der Beschreibung des kurfürstlichen Schlosses zu Bonn S. 26 dahin aus, daß man ein deutsches Schauspiel, auch bei den vorigen Regierungen, in Bonn noch nicht gehabt habe, außer was die beiden letztverstorbnen Kurfürsten Clemens August und Joseph Clemens durch ihre Musikanten und Hofbediente von Zeit zu Zeit geben ließen. Von Joseph Clemens erzählte man sogar, daß er seine Leute meist selbst, und oft sehr fühlbar, dressiert habe. Unter der letzten Regierung habe man vieles auf Franzosen und Italiener verwandt. Selbst noch unter diesem Herrn

seien Gesellschaften aus jenen Nationen gewesen. Aber nun ist, sagt er, seit verschiednen Jahren alles deutsch. Sonderbarerweise hat der ungenannte Verfasser die dem Buche beigegebnen Kupfertafeln nur in französischer Sprache beschrieben.

Außer der geistlichen Musik nahm das Theater die Interessen der Bonner Gesellschaft in Anspruch. Unter Max Friedrich erfuhr die deutsche Bühne einen allgemeinen Aufschwung. Fürsten und Höfe begannen allenthalben in Deutschland das deutsche Drama zu unterstützen, und die Bemühungen Gotthold Ephraim Lessings fanden auch am Rhein Beifall und führten dort einen gänzlichen Umschwung des Geschmacks herbei. Was in Gotha der Herzog, in Mannheim der pfälzische Kurfürst auf diesem Gebiete ins Werk setzte, dasselbe unternahm Max Friedrich mit gleichem Geschick und gleichem Verständnisse. Die in Bonn gebildete Schauspielergesellschaft (Direktoren: Reicha und Steiger) sollte nach seinen eignen Worten dazu führen, „daß die deutsche Schauspielkunst zu einer Sittenschule für sein Volk erhoben werden möchte.“ Das Theater wurde am 26. November 1778 eröffnet.[1]) Auf dem

[1]) Die deutsche Nationalschaubühne in Mannheim wurde im Jahre 1779 errichtet. Vgl. auch den Vortrag Leopold Kaufmanns, des frühern Oberbürgermeisters der Stadt Bonn, abgedruckt in der Kölnischen Volkszeitung vom 30. Januar, 6. und 13. Februar 1884: Die Pflege der Musik an dem Hofe der letzten Kölnischen Kurfürsten. Kaufmann hält es für die Pflicht der rheinischen Historiker, gegen die einseitige und befangne Auffassung über den damaligen geistigen Zustand anzukämpfen. Er meint, „daß sie mit Erfolg das Gebiet der Kulturgeschichte betreten könnten, um in ebenso wahrheitsgetreuen als glänzenden Bildern zu zeigen,

ständigen Repertoire fanden sich Lessings Dramen: Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, außerdem übersetzte Stücke von Garrick, Beaumarchais, Goldoni und Molière. Ferner kamen Dramen von Shakespeare, Schillers „Räuber“ und „Fiesko“ neben Opern von Gluck, Piccini, Grétry, Sacchini, Hiller, Salieri, Cimarosa und Mozarts „Entführung aus dem Serail“ zur Aufführung.

In Köln bestand schon im Anfange des Jahres 1782 eine nicht unbedeutende Theatergesellschaft, die später im Bonner Hoftheater aufging „zur Wiederbelebung des Nationaltheaters.“ Leopold Kaufmann, der Verfasser der „Bilder aus dem Rheinland,“ führt als ein wichtiges Zeugnis für die damaligen geistigen Bestrebungen den Schriftwechsel des Hoforganisten und Musikdirektors Neefe an, der auch ein gebildeter Schriftsteller war. Danach wurden in der ersten Wintersaison vom 3. Januar bis 23. Mai 1789 dreizehn Opern aufgeführt von Benda, Paësiello, Desaides, Mozart, Salieri, Grétry und Cimarosa. In der zweiten Saison blieb dieselbe Zahl von Opern, darunter aber zwei von Mozart, und zwar Don Juan und die Hochzeit des Figaro. Von der Aufführung der letzten berichtet Neefe: „Sie gefiel ungemein; Sänger und Orchester wetteiferten miteinander, dieser schönen Oper Genüge zu thun. Auch waren die Kleider prächtig und geschmackvoll.“ Figaros Hochzeit wurde viermal, Don Juan dreimal, der Barbier von Sevilla von Paësiello zweimal gegeben. In dem Zeitraum

daß am Rhein das geistige Leben sich schon einer hohen Blüte zu erfreuen hatte, als der Osten unsers deutschen Vaterlandes noch in der tiefen Nacht des Heidentums gebunden lag.“

von vier Jahren, von 1788 bis 1792, hat Ludwig van Beethoven hier als thätiges Mitglied des Opernorchesters gewirkt. Die Mitteilungen aus dem Verzeichnisse der aufgeführten Opern zeigen, daß die besten Schulen der Zeit vollständig von ihm in ihrer ganzen Stärke und Schwäche bemeistert worden sein müssen. Bekannt ist, daß Beethoven in dem Hause der Witwe des kurkölnischen Hofkammerrats Joseph von Breuning, Helene von Kerich, die erste Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur machte, vorzüglich mit den Dichtern Lessing, Klopstock, Herder und Goethe. Wir verweisen dieserhalb auf die „Erzählungen eines rheinischen Chronisten“ von Wolfgang Müller von Königswinter (Furioso, Seite 158), der als freier und objektiver Mann über jeden Verdacht erhaben ist, daß er die Geschichte einseitig gefärbt hat.

Das frische, regsame, vor allem sich auf Wissenschaft und Kunst richtende Leben in Bonn mußte auf die Bildung des Geistes und Charakters Beethovens den nachhaltigsten Einfluß ausüben. Wie wir „bei ihm eine gewisse Vielseitigkeit der Interessen sein ganzes Leben hindurch beobachten und zweifelsohne auf die geselligen Einflüsse zurückzuführen haben, unter denen er sich entwickelte“ (vgl. Thayer, Ludwig van Beethovens Leben, bearbeitet von H. Deiters, I, S. 131 und 133), so müssen wir dieselbe vorteilhafte Einwirkung auf die litterarische Bildung der damaligen Bonner Kreise gleichfalls annehmen. Der mainzische Bibliothekar, Hofrat Johann Georg Forster, der wie kein andrer Schriftsteller das achtzehnte mit dem neunzehnten Jahrhundert, das Zeitalter ausschließlich schöngeistigen und wissenschaftlichen Strebens mit dem Zeitalter staatlicher Kämpfe vermittelt, sagt in seinen

„Ansichten vom Niederrhein" (1790) bei Besichtigung der Bibliothek des kurfürstlichen Schlosses in Bonn, daß er „in den reichvergoldeten Schränken die besten Schriftsteller unsrer Nation in jedem Fache der Litteratur, ganz ohne Vorurteil, gesammelt" gefunden habe. Ferner meint er, „daß je reicher die Ausbildung unsers Zeitalters, desto umfassender unser Denk- und Wirkungskreis sei, und daß wir uns auf diesem Punkte der Geistesbildung befinden, das beweist der gegenwärtige Zustand der Erziehungsanstalten, der Universitäten und der belletristischen Litteratur."

Ferner dürfte hier das Ergebnis der Untersuchungen Dr. Paul Kaufmanns in seiner „Geschichte der Familie Kaufmann aus Bonn und von Pelzer aus Köln" (Bonn, 1897) hervorzuheben sein: „Man hat, sagt er, in jüngerer Zeit öfter behauptet, im damaligen Bonn habe gar kein Sinn für die aufwachende deutsche Litteratur geherrscht. Dies ist jedoch nur mit großer Einschränkung zuzugeben. Unser Großvater[1]) schaffte alle damaligen Novitäten an: Hagedorn, Gellert, Rabener usw. Sein vertrautester Freund, der Hofkammerrat Boosfeld, beschäftigte sich sogar sehr lebhaft mit allen neuen Erscheinungen dieser Art; mit gleicher Lebendigkeit verfolgte sie unsers Großvaters Nichte, Amalie von Mastiaux, die spätere Frau von Grub. Ein großer Freund der Litteratur war endlich der damalige Professor Fischenich, später Staatsrat und

[1]) Der Verfasser dieser Studie fand in der Bibliothek seines Großvaters, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren wurde und Richter des bergischen Amtes Windeck an der Sieg war, auch einen großen Schatz von litterarischen klassischen Werken vor.

Präsident in Berlin, der als Jenenser Student im Schillerschen Hause gelebt hatte und mit Charlotte von Schiller fortwährend in Briefwechsel blieb. Unsre Mutter erzählte, Fischenich habe, als Frau von Schiller ihm das Lied von der Glocke zugeschickt, seine juristischen Vorträge für eine Stunde sistiert und statt dessen zu größtem Entzücken seiner Zuhörer das Schillersche Meistergedicht vorgelesen. Wie sehr Oper, Schauspiel und Musik im damaligen Bonn blühten, ist zu bekannt, als daß man darüber noch zu sprechen brauchte, und die Einrichtung der kurfürstlichen Universität ist ein hinlänglicher Beweis, daß der Sinn für Bildung und Wissenschaft in den höhern Kreisen der Gesellschaft nicht mangelte. An dem Professor Eulogius Schneider besaß die Stadt auch einen später freilich sehr berüchtigt gewordnen Dichter. Boosfeld dichtete gleichfalls, und auch unser Großvater Pelzer hat sich in Versen versucht. Geistige Lethargie trat erst in der unglücklichen französischen Periode ein, und dies war ganz natürlich, da der größte Teil des gebildeten Publikums die Stadt verlassen hatte. Die wenigen Zurückgebliebnen, wie Boosfeld, der Geheimrat von Gerold, Frau von Grub, ihre Freundin, die schöne Gräfin Belderbusch u. a. konnten dagegen nicht in die Wagschale fallen. Auch des kunstsinnigen Kanonikus Pick (geb. 1750 zu Bonn), des »heitern, geistreichen Mannes«, dessen Sammlungen Goethe (Kunst und Altertum am Rhein und Main, Erstes Heft, Stuttgart, Cottasche Buchhandlung, 1816, S. 31 ff.) eingehend beschreibt, ist hier zu gedenken. — Eine ins Absurde gehende Übertreibung ist es, wenn Adolph Freimund in seiner 1845 erschienenen Schrift: »Die historisch-politische Schule und Böhmers geschichtliche

Ansichten« behauptet, in der ganzen verarmten und verdummten Stadt Bonn habe sich nicht eher ein Buchbinder befunden, als bis in Königswinter Dr. Augusti einen gemietet."

Die im vorigen Jahrhundert (am 1. Dezember 1787) in Bonn gegründete „Lesegesellschaft" vereinigte die Liebhaber der schönen Litteratur und Wissenschaften (weit über hundert Mitglieder) zu einer litterarischen Vereinigung, deren Bedeutung bei unsrer Frage nicht unterschätzt werden kann. Jedem Litteraturfreund stand damals der Besuch frei. In dieser Gesellschaft wurde auch die Aufstellung des Bildnisses des Kurfürsten durch den Vortrag einer schwungvollen Ode von Professor Eulogius Schneider[1]) begleitet (2. Dezember 1789). Der Sekretär der Gesellschaft, von Mastiaux, hob in seiner Rede hervor, „daß dieses Institut durch gemeinschaftliche Kräfte unterstützt, Litteratur, nützliche Kenntnisse unter den Gliedern verbreite und seinen wohlthätigen Einfluß durch Geselligkeit und wissenschaftliche Kultur auf das Wohl des ganzen Landes ausgieße." Professor van der Schüren hob hervor: „Um den Fortschritt der Wissenschaften in unserm Vaterlande bewirken zu können, haben sich hier die Litteraturfreunde verbrüdert." Im Laufe der Zeit wurde die Gesellschaft denn auch von den größern Geistern der Zeit gelegentlich besucht, so u. a. von Haydn, Humboldt, Wallraf, Sulpiz

---

[1]) Das Verzeichnis der 146 Subskribenten für dessen Gedichte beweist, daß in den weitesten Kreisen Bonns wohl einiges Interesse für die poetische Litteratur vorhanden war. Vgl. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, 61. Heft (1895), S. 3.

Boisserée usw. Führen wir endlich noch an, daß der Kurfürst Clemens August für das Theater in Bonn allein jährlich über fünfzigtausend Reichsthaler ausgab, so kann man sich ungefähr einen Begriff von dem damaligen geistigen Leben machen. (Vgl. Ennen, Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln. 1856, II. Band, S. 364.)

Auch Hermann Hüffer betont in seiner Abhandlung über „P. J. Boosfeld und die Stadt Bonn unter französischer Herrschaft" (Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 13, 1863, S. 145), daß sich die Form der von Boosfeld geschriebnen Briefe vor den meisten auszeichne, die damals in der Rheinprovinz geschrieben wurden. Dadurch solle aber gewiß nicht angedeutet werden, als sei die Bildung dort im Verhältnis zum übrigen Deutschland ungewöhnlich niedrig gewesen, die erst fremder Einwirkung alles verdanken mußte. Schon damals lebte in den Rheinlanden eine große Zahl von geistig bedeutenden, hochgebildeten Männern, die, auch der litterarischen Bewegung nahestehend, der Sprache in ausgezeichneter Weise Meister waren. Den besten Beweis dafür giebt der kürzlich veröffentlichte Briefwechsel der Boisserées, dem sich aber noch manches anreihen ließe. Im Besitze Hermann Hüffers ist noch ein Exemplar der Vossischen Übersetzung der Odyssee von 1781, das mit Anmerkungen von Boosfelds Hand reichlich ausgestattet ist. Peter Joseph Maria Boosfeld, 1750 in Bonn geboren, war 1772 Advokat bei der Hofratskanzlei, 1784 Hofkammerrat, 1786 Mitglied des Bonner Magistrats, später Maire der neuen Stadtverwaltung.

Der Bonner geistigen Luft entstammte, wie schon vorher bemerkt worden ist, der dort am 2. August 1768

geborne, mit zweiundzwanzig Jahren (1791) zum Professor der Rechte an der dortigen Universität ernannte, spätere Staatsrat und Präsident in Berlin Bartholomäus Ludwig Fischenich, dem der Kurfürst Urlaub zu seiner weitern Ausbildung an der Universität Jena erteilte. Schillers Ruf war es, der ihn dahin zog; mit diesem wurde er bald zu innigster Freundschaft verbunden, und Schiller war mit ihm tagtäglich in wissenschaftlichem Verkehr. Fischenichs Briefwechsel mit Charlotte von Schiller (vgl. Fischenich und Charlotte von Schiller von Dr. J. H. Hennes, Frankfurt a. M., 1875, und Andenken an Bartholomäus Fischenich von demselben Verfasser, Stuttgart und Tübingen, Cottas Verlag, 1841) giebt ein beredtes Zeugnis über dessen vielseitige litterarische Bildung. In dem Buche „Schillers Sohn Ernst. Eine Briefsammlung von Dr. Karl Schmidt, Oberlandesgerichtsrat zu Kolmar, Paderborn, 1893“ finden wir die Urteile über ihn und wie Schillers Gattin über diesen Bonner denkt. Am 19. Dezember 1818 schreibt sie an ihren Sohn Karl: „Ein solcher Umgang und ein Mann von einem solchen Charakter könnte von der größten Wichtigkeit für Ernst sein.“

Gehen wir nun weiter den Rhein abwärts nach Köln, das schon 1388 die älteste, vom Papste Urban IV. mit Privilegien und Freiheiten ausgerüstete Universität hatte. Trotz seiner Universität, trotz seiner vielen Gymnasien (schon seit 1222) und Kollegien und Institute war Köln auf litterarischem Gebiete nicht das, was es wirklich hätte sein können. Der Verfasser der „Reise auf dem Rhein“ (II. Band, S. 296) beklagt, „daß in den niedern Schulen noch der alte Schlendrian herrsche und hundert Hindernisse, die der Kölner aus

anklebenden alten Vorurteilen nicht heben will und mag, das Ganze, das man doch in den benachbarten Städten so gut und glücklich wirken sieht, in seiner Schwungkraft hemmen.“ Auch Gercken (S. 273) meint, daß es mit dem Ruhm der Kölnischen Universität nicht recht fort wolle, obgleich sie eine Tochter der Pariser und eine Mutter der zu Löwen in Brabant sei. Es herrsche noch bei ihr viel alter Schlendrian, der die Wissenschaften nicht aufkommen ließe.

Dr. C. Varrentrapp führt in seinen „Beiträgen zur Gründung der Kurkölnischen Universität Bonn“ (Bonn, 1868) ein an den damaligen Erlanger Professor Johann Georg Meusel aus Bonn gerichtetes Schreiben vom 28. September 1784 an, worin es heißt: „Von der kläglichen Beschaffenheit der Dorfschulen muß ich Ihnen doch einige besondre Beispiele mitteilen. Zu Herzogsfreude ist eine Kapelle, die von einem Mönche bedient wird und der auch die Schule besorgen soll, aber herzlich schlecht katechisiert. Im Dörfchen Uckesdorf ist bei der dortigen Kapelle ein Benefiziat, der Messe liest, übrigens aber ein Stallausfeger, Buttermacher und Holzhacker ist. In Ippendorf wurde vor einigen Jahren durch den wahrhaft patriotisch denkenden Herrn Pfarrer Schlösser in Lengsdorf eine Schule eröffnet und ein armer, aber ziemlich geschickter Schulmeister dabei angestellt: er konnte aber wegen der großen Armut der Leute nicht lange daselbst bleiben.“ (Meusel, Hist. Litt. f. 1784, Band 2, 363.)

Wenn wir nun auf den Stand der Litteratur in der mächtigen Handelsstadt Köln übergehn, so darf an diese wohl nicht derselbe Maßstab gelegt werden, wie an die übrigen rheinischen Städte. Wir müssen zu-

nächst zugeben, daß der Gebrauch der Volkssprache wenig gepflegt und zu Gunsten der lateinischen Sprache verdrängt wurde, da man besorgte, daß durch die deutsche Sprache auch der verflachende Geist in die katholische Theologie eindringen werde. (Vgl. K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, alte Ausgabe 11, S. 185.) Die alten Pedanten haßten die deutsche Sprache förmlich. In Köln wollte man, als man schon in andern deutschen Städten lateinische Grammatiken gebrauchte, die in deutscher Sprache geschrieben waren, nichts von einer solchen wissen. Bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein dauerte es, ehe die deutsche Sprache Gemeingut der rheinischen Bevölkerung auf den Gymnasien und Universitäten wurde. Außer den Laurentianern waren es die Jesuiten in Köln, die anfingen, „die Jugend von der ersten Klasse an zu gewöhnen, ihre Muttersprache nach den Regeln gut und rein zu reden und zu schreiben." In dem „handschriftlichen Bericht des Jesuitengymnasiums an den Magistrat der Stadt Köln" wird darauf hingewiesen, „daß der echte Geschmack in Poesien ohnehin aus den Alten erlernt werden muß. Wird man diese wohl inne haben, so wird sich das Genie, so vielleicht einer zur Dichtkunst in sich fühlet, in der Muttersprache, die uns geläufiger ist, gar leicht entwickeln und zur Vollendung können gebracht werden." Die klügern Väter der Jesuiten sahen nun ein, daß sie mit der bloß griechischen und lateinischen Litteratur neben den immer mehr vorschreitenden Protestanten nicht bestehen würden. Sie hatten daher gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre Zöglinge mit den Musterwerken der deutschen Litteratur bekannt gemacht und sie in einem reinen Stile ihrer Mutter-

sprache geübt. Von dieser Zeit an war es üblich, daß die Studenten neben ihren lateinischen Aufsätzen und Versen auch deutsche anfertigen mußten. Ihre bei der Austeilung der Zeugnisse aufgeführten Schau- und Lustspiele wurden in deutscher Sprache vorgetragen und die Schönheiten der Werke Gellerts, Hagedorns und Klopstocks in dem Unterrichte dargelegt. Von Koblenz berichtet Joseph Gregor Lang 1789 (S. 187, Bd. 1): „Die deutsche Muttersprache, die man ehedem fast gar nicht berührte, wird nun nach den bestimmten Regeln gelehrt."

Wie die deutsche Sprache auf der damaligen kurfürstlichen Universität zu Bonn behandelt wurde, dafür ist uns ein klassisches Zeugnis des Theobald Knöll, der als Pfarrer zu Meckenheim bei Bonn gestorben ist, erhalten. Er hat mit eignen Ohren den damaligen Professor der Rechte Dr. Gottfried Daniels die dortigen Professoren mit folgenden Worten anreden hören: „Meine Herren, es ist eine wahre Schande, daß die öffentlichen Lehrer der Universität nicht imstande sind, einen fehlerfreien deutschen Aufsatz zu liefern; es ist durchaus nötig, daß Sie die Regeln der deutschen Sprache lernen!" (Vgl. Lersch, Niederrheinisches Jahrbuch für Geschichte, Jahrgang 1844, S. 104. Meuser, Zur Geschichte der kurfürstlichen Universität Bonn.) Und der das sagte, war ein Rheinländer von Geburt! Eines weitern Kommentars bedarf es daher unsers Dafürhaltens nicht. Difficile est, satiram non scribere, wenn man hierbei an das schöne Deutsch der Juristen in unsrer heutigen Zeit denkt, das von Zeit zu Zeit in den bekannt gewordnen Urteilen des Reichsgerichts von berufner Seite beleuchtet und gewürdigt worden ist. Auch heute könnte es nicht schaden, wenn ein Pro-

fessor Daniels[1]) am Reichsgericht und an den andern Rechtsburgen unsers großen Vaterlandes gleiche Musterung hielte! (Vgl. Recht und Sprache. Ein Beitrag zum Thema vom Juristendeutsch. Von Dr. L. Günther. Berlin, 1898.)

Gehen wir nunmehr auf die Litteratur in Köln näher ein.

In Köln war nicht der Boden für eine Litteratur, wie sie sich allmählich im Norden Deutschlands entwickelt hatte. Die Zensur der Universität hatte durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV. vom 17. März 1479 das Recht, „den zum Verkauf bestimmten Büchern die Approbation zu erteilen oder zu versagen, die Buchhandlungen und Buchdruckereien zu kontrollieren usw.“ Mit dieser Zensur konkurrierte das erzbischöfliche Offizialat und der päpstliche Nuntius. So war in Köln die Litteratur durch ein dreifaches Band geschnürt. Unter diesen Umständen war auch der Buchhandel gehindert, sich frei und selbständig zu entwickeln. Man wandte der einheimischen Litteratur den Rücken und suchte in der französischen Litteratur Befriedigung für die geistigen Bedürfnisse, wo man feinern Geschmack, mehr polierte Sitten und weniger Prüderie zu finden glaubte. Obgleich Köln eine der ersten Städte gewesen war, die die neuerfundne Buchdruckerkunst in ihren

---

[1]) H. G. W. Daniels, geb. 25. November 1754 zu Köln, seit 16. November 1776 als Advokat bei dem kurkölnischen Hofratsdikasterium zu Bonn immatrikuliert, wurde von Kurfürst Maximilian Friedrich 1783 zum öffentlichen Lehrer der Rechtswissenschaften an der damaligen Akademie zu Bonn ernannt. Später war er erster Präsident des Rheinischen Appellationsgerichtshofes zu Köln.

Mauern sorgsam gepflegt hatte, war der Kölner Buchhandel, der auf der Frankfurter Messe eine so bedeutende Rolle bis dahin gespielt hatte, immer mehr hinabgesunken. Solange die lateinische Sprache fast ausschließlich die Sprache der Gelehrten und Weltmänner war, behauptete die Frankfurter Messe ihren Vorrang vor den übrigen Messen; als auch die deutsche Sprache in ihre Rechte eintrat und den ihr gebührenden Platz in der deutschen Litteratur einnahm, blieben die fremden Buchhändler weg. Auf diese Weise wurde Leipzig, die gefährlichste Rivalin Frankfurts, der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels. Wie es mit der Versorgung der damaligen wissenschaftlichen Welt im Rheinlande mit den Erzeugnissen der Litteratur aussah, das beweist folgende Anzeige eines Kölner Buchhändlers aus dem Jahre 1785: „Joh. Arnold Imhof, aus Köln am Rh., hat die Ere, den Herrn Liebhabern der Litteratur und schönen Wissenschaften hiemit bekannt zu machen, daß er bei seiner Durchreise nach Koblenz gesonnen sei, sich dahier zu Bonn bis den 12. April laufenden Jahres aufzuhalten. Er fürt ein starkes und schönes Sortiment der neuesten und auserlesensten Bücher aus allen Teilen der Wissenschaften bei sich, worunter viele prächtige Berliner, Leipziger, Dresdener, Hamburger usw. Originalausgaben usw., die er aus den Leipziger Messen gezogen, und in hiesigen Gegenden gar nicht wohl zu haben sind. Sein Laden ist bei Hofe dahier."

Der Verfasser der „Reise auf dem Rhein," Joseph Gregor Lang (Koblenz, 1789—1790) berichtet, daß ein Koblenzer Buchhändler ihm im Gespräche mitgeteilt habe, „obschon viele denkende Köpfe in Koblenz sich vorfänden, so wäre doch verhältnismäßig wenig Hang

zur Schriftstellerei.“ Er begrüßte daher des Verfassers Absicht, ein Buch über den Rhein zu schreiben, mit um so größerer Freude, als er bisher keinen Schriftsteller dazu hätte ausfindig machen können (S. 174 ff., I. Band). Von den Benediktinern in der Abtei Laach rühmte er dagegen, „daß sie eine ausgebreitete Litteraturkenntnis besäßen, und in deren Privatbibliotheken auch die neuere deutsche Litteratur durch ihre deutschen Dichter vertreten wären.“ Dabei bemerkt er: „Welch ein auffallender Abstich zwischen der ersten und zwoten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts im Mönchtum, in welcher erstern, wenn man zurückblickt, der Mönch nebst seinem Brevier nichts andres kannte, als eine oft höchst widersinnige Dogmatik oder fabelhafte Legende“ (Band II, S. 98 ff.). Der Verfasser ist, wie man sieht, ein freidenkender Mann. Wir vermögen daher auch seine Betrachtungen (Band I, S. 196) über die damalige Reform des Schulwesens nur als berechtigt anzuerkennen, wenn er seine Freude über den geistigen Umschwung in folgenden Worten ausdrückt: „Glückliches Zeitalter für jeden Freund der Menschheit — wo man alle Zweige nützlicher und angenehmer Kenntnisse nicht nur für den gelehrten Stand, sondern für jeden Freund des Guten und Schönen überhaupt bearbeitet, und den Menschen durch zweckmäßigere Bildung seiner geistigen und körperlichen Kräfte stets mehr zu jenem Grade der Vollkommenheit vorzubereiten sucht, den er ungehindert in kommenden Zeitaltern unter dem Schutze weiser und thätiger Fürsten ersteigen kann und wird!“

Er nimmt daher auch S. 258 kein Blatt vor den Mund, wenn er von Köln sagt, daß „Haß gegen Neuerungen, Intoleranz, mißverstandne Freiheit, wo-

mit sie ihre verjährten Privilegien durchsetzen wollen, und die keine Polizei ahnden darf, die Hindernisse sind, warum es nicht recht Tag werden will; und wenn, wie hier Steifsinn und Vorurteil die Zerstreuung des Nebels verbaut, da weiß man schon, wie schwer es der Philosophie wird, mit ihren Strahlen durchzudringen. Überhaupt ist Köln in der Kultur wenigstens noch ein Jahrhundert hinter dem ganzen übrigen Deutschland zurück. Wenn man das fünf Stunden nur davon entlegne Bonn und das benachbarte Düsseldorf, das nur sieben Stunden davon abliegt, damit in Vergleich stellt, so weiß man gar nicht, was man sagen soll. Doch ist keine Regel ohne Ausnahme. Man trifft hier Gesellschaften an, in denen ein sehr feiner Ton herrschet, die sich durch Geschmack auszeichnen usw."

Über die höchste Bildungsanstalt des Landes, die Kölner Universität äußerte 1777 ein Kölner Professor Dr. Menn: „Es waren Zeiten, wo sich unsre Vaterstadt das Athen am Rhein nennen durfte. Aber warum mußte doch unser Athen dem alten auch darin gleich werden, daß die Wissenschaften von ihm auswanderten und dieser ihr Wohnsitz in gänzlichen Verfall geriet? Seit anderthalb Jahrhunderten zog sich ein immer trüberer Nebel um uns her, der auch sogar von dem im übrigen Europa mehr und mehr aufgehenden Licht keinen Strahl zu uns durchließ. Es verscheuchten wohl innerliche Unruhen oder Kriegsläufe die Musen eine Zeit lang von ihrem geliebten Wohnsitz; aber ist es nicht eine unverzeihliche Sache, daß hier statt einer vernünftigen Gelehrsamkeit die Sphinx jener rätselhaften abgezognen und leeren Schulweisheit unter der Larve einer systematischen Philosophie sich vor das feiernde Heiligtum lagerte und es bisher gegen die

Ansprüche der zurückkehrenden Wahrheit mit Vorurteilen behauptete?" (Vgl. Bianco, Die alte Universität Köln I, S. 590.)

In dem alten Köln war viel Lesen nicht Sache des damaligen Kölners, wie viele Schulen er auch besucht hatte. Hier und da las man den „Kölnischen Diogenes," noch mehr die in Volkskreisen beliebte „Pafeporzer Bibliothek, gedruckt in diesem Jahre." Nur die Musik war die Lieblingskunst des Kölners damals, wie heute. Auch das Theater war des Kölners Hochgenuß. Hatte schon in der reichsstädtischen Zeit (1770 bis 1794) das Jesuitenkollegium ein Theater, das alljährlich seine actiones aufführte, so erfreute sich Köln schon 1782 eines stehenden Theaters. Uns vorliegende Theaterzettel unter den Direktoren von Kurz, Böhm, Klos und Koberwein melden u. a. von folgenden Aufführungen — die Opern wollen wir hier übergehen: Am 13. Januar 1782 das Drama „Johann Faust," zweite Vorstellung; dann Lessings „Minna von Barnhelm"; „Macbeth" von Shakespeare; „Die Jäger," „Der Spieler," „Verbrechen aus Ehrsucht," „Die Mündel" von Iffland, Fiesko, Hamlet, Romeo und Julie (Direktion Böhm). Am 19. Oktober 1786 wurde unter der Direktion von Klos dem Andenken Lessings eine Trauerkantate gewidmet; die Bühne stellte einen Hain mit Lessings Grabmal im Hintergrunde dar. Zwei Musen standen klagend angelehnt, der Genius der Unsterblichkeit vollendete mit dem Griffel die Inschrift: Ad astra. Im Jahre 1788 übernahm Karl August Dobler mit der „hochfürstlich Fürstenbergischen Hofschauspielergesellschaft" das Kölner Theater. Ihre erste Vorstellung war Lessings Miß Sara Sampson. Schon zehn Jahre vorher machte

die Metternichsche Buchhandlung[1]) bekannt, daß der Theaterkalender von Gotha bei ihr zu kaufen sei, ein Beweis, daß sich die Bewohner Kölns für das Theater sehr interessiert haben, und das künstlerische Leben dort nicht so trostlos gewesen sein muß, wie man bei den bewegten politischen Zeiten vermuten sollte. Das ständige Schauspielrepertoire brachte Stücke von Schiller, Goethe und Lessing. Es ist also damals in Köln so ganz dunkel nicht gewesen.

Sehen wir uns nun auf dem Gebiete der schöpferischen litterarischen Thätigkeit der Kölner um.

Unter den etwa 200 Schriften,[2]) die zwischen 1700 und 1750 in Köln gedruckt wurden, waren in deutscher Sprache nur einige Gelegenheitsgedichte, darunter der „Kölnische Diogenes." Nach 1753 finden wir die ersten in deutscher Sprache geschriebnen Schulbücher, die erste biblische Geschichte, 1761 eine kleine Weltgeschichte usw. Im Jahre 1742 erschien bei G. A. Schauberg der „Kölnische Diogenes" des Liederdichters und Satirikers Heinrich Lindenborn,[3]) ein Buch, dem man bei objektiver Würdigung einen ehrenvollen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte nicht wird versagen können. Man hatte sich damals in die Ansicht hineingelebt, daß der katholischen Welt jede

---

[1]) Köln hatte 1770 schon vier Buchhandlungen mit eignen Druckereien, außerdem noch zehn Druckereien.

[2]) Während der Mainzer Revolution 1790—93 zur Zeit der Klubisten erschienen in Mainz in zwei Jahren (1792 und 1793) mehr als 120 Flugschriften und Abhandlungen politischer Natur. Ein Beweis, daß man dort litterarisch sehr rege gewesen ist, wenn auch nicht gerade auf schöngeistigem Gebiete.

[3]) Doktor der Philosophie, geb. 6. Juni 1712.

Berechtigung auf dem Gebiete der erwachenden deutschen Litteratur abgesprochen werden müsse. Die Leipziger Messe hatte den ganzen Norden Deutschlands für sich in Beschlag genommen und dadurch den Schriften Lindenborns die Verbreitung im Norden abgeschnitten. Sein Name ist daher über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus unbekannt geblieben. Er steckt noch teilweise in dem Schmutze der schlechten satirischen Schriften des siebzehnten Jahrhunderts, die Sprache ist mitunter rauh und holprig. Wir müssen geradezu die große Belesenheit dieses Schriftstellers in den griechischen und römischen Klassikern bewundern. Seine Prosa gewann auf die damalige Schreibart großen Einfluß. Er war ein Schriftsteller, der aus dem Stegreif schaffte; es wird von ihm berichtet, daß er sogar nicht selten sein von ihm redigiertes Wochenblatt „Der Kölnische Staatsbote" bei seinem Verleger eigenhändig und aus dem Kopfe für den folgenden Tag setzte. In Bonn gab er 1748 die erste Zeitschrift heraus unter dem Titel: „Auszug europäischer Geschichten." Auch war er der Verfasser eines Lustspiels, das der Kurfürst Clemens August im Schlosse zu Poppelsdorf hatte aufführen lassen. Die besten Kapitel aus dem Kölnischen Diogenes sind unstreitig: Über verliebte Narren, die Grabschriften, Madame Friede, Altkölnische Leichenrede auf die verstorbne Jungfer Daphne. Vergleicht man damit die formlosen Arbeiten der meisten seiner Zeitgenossen, so kann man einen bedeutenden Vorsprung zum bessern nicht verkennen. Er fühlte vor allen Dingen die Schmach seiner Zeit, in der man deutsche Sprache und deutsche Sitte fast ganz vergessen hatte. Seine satirische Geißel hätte allerdings mehr Einfluß auf die betreffenden Kreise

gehabt, wenn er in der glatten Sprache eines Rabener, Zachariä oder Gärtner geredet hätte. In Beziehung auf innern Gehalt aber übertrifft er Rabener bei weitem. Er züchtigte die Thorheiten der vornehmen Welt und des gewöhnlichen Bürgers mit scharfer Satire und zog das ganze litterarische Leben der damaligen Zeit vor das Forum seiner schonungslosen Kritik. Mit einer umfassenden Welt- und Menschenkenntnis schlägt er scharf und kräftig nach allen Richtungen um sich. Seine philisterhafte Vaterstadt ist ihm ein Dorn im Auge, und er greift sie an, unbekümmert darum, ob er für seine Wahrheiten bittern Haß erntet.

Die Bestrebungen Lindenborns im Verein mit der damaligen Zeitungspresse vermochten indes noch nicht der Stadt Köln eine ebenbürtige Stellung unter den litterarisch thätigen Städten des protestantischen Nordens zu sichern. Die Vorliebe des Kölners für das Fremde fand auch in der Schauspielkunst ihren beredten Ausdruck, da sich der vornehme und gebildete Kölner lediglich durch die französische Kunst angezogen fühlte und daher auch französische Schauspielertruppen ein leichtes Spiel hatten, einheimische Komödianten zu vertreiben. Als aber die deutsche Litteratur ihre schönsten Blüten entfaltet hatte, wuchs auch für Köln ein Mann heran, der sich von der Engherzigkeit und Abseitsstellung mit kühnem Wagemut losriß und seine Vaterstadt auf eine Stellung erhob, die jeglichen Vorwurf des Obskurantismus verstummen machte; und dieser echt deutsche, rheinische Mann war Ferdinand Franz Wallraf.[1]) In seinen Reformbestrebungen kam

[1]) Geboren 20. Juli 1748, gestorben 18. März 1824.

es ihm vor allem darauf an, die deutsche Sprache wieder in ihre Rechte einzusetzen; die deutsche Sprache wollte er um ihrer selbst willen in sorgsame Pflege genommen wissen, sie sollte der niedrigen Stellung entrückt werden, in der sie bis dahin nur Mägdedienste im Interesse ihrer lateinischen Schwester verrichtet hatte.

In der „Denkschrift in Bezug auf die Gründung einer Rhein-Universität," die Wallraf im Jahre 1815 als oratio pro domo veröffentlichte, wird unter V betont, „daß der Ruhm in Wissenschaften und Kunst bis ins achtzehnte Jahrhundert in Köln fortgestrahlt habe und das meiste damals in Köln so Bewunderte auch aus dem siebzehnten in das achtzehnte Jahrhundert übergegangen sei. Die Liebe für Kunst und Wissenschaft war bei der bessern Klasse der Einwohner Kölns noch gar nicht erloschen; denn nur nach dem Geist und Geschmack dieser Klasse, nicht nach dem Pöbel im Wirtshause, nicht nach der Miene der Gassentreter, nicht nach einem oder anderm an seinem gesetzmäßigen Pedantismus zu lange klebenden Lehr- oder Ordenshause, muß der Verstand sein Gericht über Sittlichkeit, Schönheit und Geistesbildung einer großen Stadt aussprechen. Aber es war endlich auch Mode und ein Gewinnlos der Skribler, mit der Feder, in Geifer getaucht, flugs über die Ehre oder Schande eines Ortes abzuurteilen. Das Böse ward am liebsten gelesen und geglaubt. Ausgestreute Vorurteile sind noch jetzt ein halber Triumph über die Wahrheit.[1]) Mehr

[1]) Der Verfasser der „Reisen durch Schwaben 2c., die Rheinischen Provinzen 2c." in den Jahren 1779—1785 Philipp Wilhelm Gercken (III. Teil, Stendal, 1786) hebt

als fünfzig Jahre lang hat sich nun die Schmähsucht an Köln gerieben. Vom reisenden Franzosen an (man

---

auch hervor (S. 257 und 258), daß sich Köln in Bezug auf seine Lebensart gar nicht so auszeichne, wie man fast allgemein ausgebe. Einer schreibe es dem andern ohne genaue Prüfung nach, und dies geschehe vorzüglich von den Verfassern der Reisebeschreibungen. Vergl. dagegen von Wakkerbart, a. a. O. 333, der in Köln als litterarisch bedeutende Persönlichkeiten unter andern den Baron von Hüpsch und Hardi schätzen lernte. Im übrigen meint er allerdings, daß, diese wenigen und noch einige andre Männer ausgenommen, Köln in Rücksicht auf die Kultur vielleicht noch um ein Jahrtausend zurück sei (sic). Die Buchhandlungen dürften mit keinen Büchern handeln, die auch nur einen Schein von Aufklärung hätten. Es sei daher kein Wunder, daß der menschliche Geist hier in der undurchdringlichsten Finsternis erhalten werde. In Düsseldorf habe er (S. 337) jedoch mehr aufgeklärte Leute, als er anfänglich vermutet hatte, angetroffen. — Zu einem wesentlich andern Ergebnisse gelangt der überaus frei gesinnte und gegen den damaligen Aberglauben kämpfende Reiseschriftsteller A. Klebe (Reise auf dem Rhein, II. Band, S. 307). Nach diesem hatte Köln am Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere Gelehrte von Verdienst, die, „wenn sie auch nicht Schriftsteller seien, es doch mit gutem Fug sein könnten." Er zählt eine Reihe von Namen auf, darunter Wallraf, Hardi, Schophofen, v. Hüpsch, Joseph Hoffmann u. a. Bei dem Mangel an Schriftstellern in dieser Stadt und Gegend verlegten sich die Buchhändler auf den Nachdruck der deutschen Lieblingsdichter, wie v. Salis, Hölty, Gellert, Matthisson und Bürger (S. 389). In der Bibliothek der Zentralschule findet er die deutschen Schriften von Kant und die schönen Wissenschaften gut vertreten (S. 385). Der Aufseher der Bibliothek, der ein Franzose gewesen sei, habe

kennt sein Vaterland) bis zum französierenden Klebe und zum französischen Lügner Camus,[1]) mit Einschluß einer ganzen Folge von Nachschreibern und vielleicht auch gedungnen Verleumdern, deren viele keine vernünftige Seele in Köln besucht haben, ist diese gute Stadt von mehr als einer Seite her in jenes für das Los ihrer Zukunft sehr unvorteilhafte Licht versetzt worden; Köln sei die abscheulichste Stadt von der Welt, ein Bettelort, ein Asyl der Dummheit, des Betrugs, der Heuchelei, eine Bierschenke; es lohne sich nicht, daß man sich länger als einen Tag darin aufhalte. Man weiß auch die Quellen, woher dergleichen Unrat schon in Tageblätter, in Flugschriften und kritische Zeitungen des Auslandes geflossen ist."

Kein Geringerer als Ernst Moritz Arndt war es, der damals diesem leichthin gesprochnen Urteil über Kölns geistiges Leben entgegentrat. In seiner

---

sogar einen vorteilhaften Begriff von der deutschen Litteratur gehabt (S. 386).

[1]) Vgl. A. G. Camus, Mitglied des Nationalinstituts und Staatsarchivar, Reise in die Departements des linken Rheinufers ꝛc. Übersetzt von A. C. Borhek, Bd. 1, 2. Köln, bei Rommerskirchen, 1803. S. 30, 42, 72 ff. Camus, dessen Buch wenig scharfe Beobachtungen und den ungründlich arbeitenden Franzosen verrät, versteigt sich sogar zu der Phrase: „Prometheus hat seine Fackel noch nicht über die Rheinufer geschwungen." Im Munde dieses seichten Franzosen nimmt sich dieses geflügelte Wort wahrhaft komisch aus. — Vgl. auch „Freie Bemerkungen auf einer Reise in die Rheingegenden" (1790), Leipzig, Linke, 1797 (S. 399 ff.) und Voyage sur le Rhin depuis Mayence jusqu'à Dusseldorf. Neuwied, 1791 und A. Klebe, Reise auf dem Rhein ꝛc. Frankfurt, 1801.

bekannten Reisebeschreibung hatte er als Norddeutscher infolge gleicher Eingebung des vorhin angedeuteten Zeitgeistes gegen diese Stadt ebenso grimmig ins Horn geblasen. Er ist indes bald von seinem Irrtum abgekommen und hat in der Kölnischen Zeitung darüber eine Palinodie bekannt gemacht, die allen Geschichtsbaumeistern zu heilsamer Lehre dienen mag. Wallraf stand mit den größten Gelehrten und Kunstkritikern der damaligen Zeit in lebhafter geistiger Beziehung. Sein Briefwechsel mit Agricola in Erfurt, Beneke in Heidelberg, Blumenbach in Göttingen, den Gebrüdern Boisserée, Chézy in Berlin, Dalberg, Gercken, Aretin in München, Bleibtreu, Pick in Bonn, Fiedler in Wesel, Fiorillo in Göttingen, Goethe, Humboldt, Hufeland, Dorothea Schlegel zeugen von dem hohen Bildungsgrade, dem Kunst- und poetischen Sinne des Verfassers.

Dr. Fr. Hubert Leonhard Ennen, der Historiker und Kölner Stadtarchivar, berichtet in seiner Biographie Wallrafs (S. 384), daß dieser bei den mannigfachen zerstreuenden Beschäftigungen mit Gegenständen der Kunst und schönen Litteratur keinen Augenblick vergessen habe, daß er katholischer Priester sei. Diese Eigenschaft hat ihn wenigstens nicht gehindert, auf dem Gebiete der Kunst Großes und Unvergeßliches zu leisten und die deutsche Sprache in seiner Vaterstadt wieder in ihre Rechte einzusetzen. Wallraf versammelte in Köln eine litterarische Gemeinde um sich, deren schönwissenschaftliche Unterhaltungen in der sogenannten „olympischen Gesellschaft“ regelmäßig stattfanden.

Diese im Jahre 1766 gegründete Gesellschaft (bis 1813) war eine Art von Sprachgesellschaft, wie sie

das siebzehnte Jahrhundert kennt. Sie bestand aus Gelehrten und Künstlern und solchen Bürgern, die Interesse an Kunst und Litteratur und ein Herz für das Wohl ihrer Vaterstadt hatten. (Vgl. Hubert Ennen, Die Olympische Gesellschaft zu Köln. Würzburg, Stuber, 1880.) Das beste uns in der Wallrafschen Manuskriptensammlung im städtischen Archiv zu Köln erhaltne volkstümliche Stück ist die Fastnachtsposse: „Der verlorne Sohn," die aus der Feder De Noëls stammt.[1]) Diese Gesellschaft war demnach der Ausdruck des kölnischen Litteraturlebens zur Belebung des Witzes und der Satire. Aber auch sie vermochte die litterarische Unfruchtbarkeit der Kölner, die in der politischen Sonderstellung, in der peinlichen Überwachung jeder litterarischen Bewegung, in dem Bestreben Napoleons, die deutsche Sprache zu verdrängen, ihren Grund hatte, nicht zu beseitigen. Der Stadt war es nur vorbehalten, das eigne individuelle litterarische Leben zu retten. Im übrigen haben sich in Köln litterarisch hochgebildete Männer wie Schug, Cassel, Du Mont, De Noël um die Pflege der schönen Künste unvergeßliche Verdienste erworben. Namentlich hat der letztgenannte in unzähligen Epigrammen, Sprüchen, Gedichten (teilweise in kölnischer Mundart), Lokalpossen, Lustspielen usw. bewiesen, daß auch in dem finstern Köln die Musen nicht ganz fremd waren.

---

[1]) Ernst Weyden (vgl. Köln vor fünfzig Jahren, 1862) erinnert sich noch einer in der olympischen Gesellschaft ausgearbeiteten Travestie des Goethischen Faust, die in ihrer Art ein Meisterstück voll schlagenden Witzes und Humors gewesen sein soll.

Der damalige Eigentümer der Kölnischen Zeitung, Markus Theodor Du Mont,[1]) stand von Jugend auf zu Wallraf und De Noël in den engsten Beziehungen, und er hat es verstanden, seinem Blatte, dem Organ der in Köln wirkenden Litteraturfreunde, auch in den weitesten Kreisen Anerkennung und Achtung zu verschaffen. Der Kunstsinn, die Kunstkenntnis und die Kunstkritik, die infolge Wallrafs Wirken mit Friedrich von Schlegel seit dem Anfange dieses Jahrhunderts unstreitig von Köln ausgegangen ist, haben ihre Quelle nicht zum wenigsten in den Bestrebungen der Väter dieser Zeit auf dem Gebiete der schönen Litteratur gehabt.

Am Ende unsrer Untersuchung angelangt, wollen wir es nicht unterlassen, zu erwähnen, daß gleich zu

---

[1]) Ph. W. Gercken berichtet in seinen schon angeführten „Reisen u. s. w.“ (1779) von dem Hofrat Du Mont, „daß er in deutscher und französischer Litteratur arbeite usw.“ Merkwürdigerweise äußert Schillers Sohn Ernst, der Appellationsgerichtsrat in Köln war, in einem Briefe an seine Mutter vom 12. Juli 1819: „Eine feine höhere Bildung [vielleicht im Sinne der weimarischen Gesellschaft?!] ist hier ganz fremd; selbst in den höhern Ständen. Es sind auch wenig Vereinigungspunkte da. Die Frauen und Mädchen sind fast durchgängig wohlgebildet, beinahe schön.“ Dies hindert ihn nicht, in einem Briefe vom 3. Juli 1819 an seine Mutter zu sagen: „Die Kölner sind doch gute Menschen und nicht so, wie man sie geschildert, das sagt auch der Vetter Karl. Es ist doch schön, an so einem Orte zu wohnen, wo man den Geist an das Edle und Erhabne gewöhnt. Alle Sinne für Kunst und Natur, für das Göttliche und für die rege Thätigkeit im Leben, die dem Menschen einen Wert giebt, sind in mir lebendig geworden.“ (Vgl. Schillers Sohn Ernst, a. a. O. S. 158 und 161.)

Anfang des siebzehnten Jahrhunderts (wahrscheinlich 1620) die Stadt Köln eine wöchentliche Zeitung besaß, die ein gewisser Vilrebeck herausgab, während die ältesten Nummern von Berliner Blättern, die wir kennen, aus dem Jahre 1617 stammen. Die Stadt Wien erhielt erst 1623, Magdeburg 1626, Augsburg 1627, München 1628, Leipzig 1630, Hamburg 1631, Königsberg 1648 eine Wochenzeitung. Man sieht, daß der Rhein auch in dieser Beziehung den Vergleich mit andern Gegenden des deutschen Vaterlandes wohl aushalten kann. Heute hat die Rheinprovinz die meisten Zeitungen in Preußen.

Wir stellen nun als Endergebnis unsrer Untersuchung folgendes fest:

1. Litterarische Bildung und litterarisches Leben, Sinn und Empfänglichkeit für Litteratur kann nur nach dem Geiste und Geschmacke eines Zeitalters beurteilt werden. Sie waren am Rhein zu keiner Zeit, auch nicht im Mittelstande erloschen.

2. Da die rheinischen Städte zur Zeit der französischen Fremdherrschaft von dem größten Teil ihrer gebildeten Bevölkerung verlassen waren, so trat auch nur während dieser Zeit ein litterarischer Stillstand ein.

3. Im achtzehnten Jahrhundert ist in Stadt und Kurstaat Köln die deutsche Sprache zu Gunsten der lateinischen Sprache und während der französischen Fremdherrschaft zu Gunsten der französischen Sprache verdrängt worden.

4. In diesem Zeitalter ist wenigstens Bonn eine aufgeklärte Universitätsstadt im Gegensatz zu Köln gewesen.

5. Die damalige Rückständigkeit der schönen Lit-

teratur im katholischen Deutschland ist zum Teil auf die mangelhafte Bildung und Erziehung auf den Volksschulen, Lyceen und Gymnasien, zum Teil auf die damals bestehende Zensur, zum Teil auf die Prüderie der Bevölkerung zurückzuführen. Überall und zu allen Zeiten war die herbe Asketik eine geborne Gegnerin der Poesie; zu dieser prüden Dame hat sich in unsern Tagen auch der süßliche Pietist gesellt, der sich eine kräftige Sinnenwelt allenfalls gefallen lassen will, aber aus Furcht vor der Sünde die Lust neutralisieren möchte.[1])

6. Am Rhein war man im achtzehnten Jahrhundert sowohl in katholischen wie in protestantischen Kreisen nur in beschränktem Maße in der schönen Litteratur schöpferisch thätig. Dessen ungeachtet haben die Bewohner der Städte am Rhein denselben offnen Sinn und dieselbe Empfänglichkeit für die wiedererwachende deutsche Nationallitteratur an den Tag gelegt, wie auch die Bewohner andrer Gegenden unsers großen Vaterlandes.

7. Am Rhein hat sich ein reicher Schatz künstlerischer und litterarischer Befähigung, besonders in den mittlern Ständen erhalten, der bei der Neugestaltung und Kräftigung unsers Vaterlands nicht gering bewertet werden darf. Rheinische Männer, deren Wiege im vorigen Jahrhundert am Rhein stand, waren es, die das schlummernde Feuer der deutschen Kunst und Poesie treu bewacht und in diesem Jahrhundert zu der gewaltigen Flamme des Wiedererwachens deutschen Nationalgefühls, deutschen Kunstsinnes und deutscher Dichtkunst nach besten Kräften entfacht haben.

---

[1]) Vgl. Veremundus a. a. O., S. 60, 61.

Wir haben im Verlaufe unsrer Untersuchung aber auch zu unserm Leidwesen wahrnehmen müssen, wie Deutschland zum Tummelplatz der Fremden geworden war und sich an dieses schmähliche Verhältnis geradezu gewöhnt hatte. Schon der Westfälische Friede, der die Ordnung des alten Reichs fast auflöste, beförderte das völlige Auseinanderfallen der Nation, die sich geistig aufzugeben schien. Schon damals entstand und befestigte sich jene Herrschaft Frankreichs über Deutschland, die nahezu zwei Jahrhunderte dauerte, und der erst Lessing und Goethe, Scharnhorst und Blücher ein Ende machen sollten.

Auf dem Gebiete der Vernachlässigung der Sprache und Litteratur hat daher das ganze Deutschland mit dem Rhein gesündigt. Dank der Gesundheit und Kraft des deutschen Volkes ist es ihm gelungen, deutsches Wesen und deutsche Empfindungs- und Gestaltungskraft in der Litteratur wieder zur Geltung zu bringen.

Wer mit unbefangnem Auge die Geschichte der litterarischen Bildung am Rhein betrachtet, muß aber auch zu dem Ergebnis gelangen, daß erst die Vereinigung der Rheinlande mit Preußen ihren Bewohnern das Beste gab, was das Schicksal zur Hebung des geistigen Wohlstands zu verleihen vermochte. Ohne Staat und unmittelbares Vaterland gilt auch der Beste wenig, durch sie auch der Einfältige viel.

Schatten und Licht waren im achtzehnten Jahrhundert, wie wir gesehen haben, in allen Teilen unsers großen deutschen Vaterlandes gleichmäßig verteilt gewesen. Die Sonne Goethes war nicht weit vom Niederrhein aufgegangen, die Sonne Schillers war über Mannheim auch an den Rhein gekommen, und beide Sonnen haben, wie wir gesehen haben, auf die rhei-

nischen Städte ihre Strahlen ergossen. Der Genius unsrer deutschen Dichtkunst fand hier ebenso begeisterte als verständnisvolle Aufnahme. Wir erinnern nur an Goethes wiederholten Besuch bei den Gebrüdern Jacobi in Düsseldorf und bei Jung-Stilling in Elberfeld (1774) und bei dem Kanonikus Pick in Bonn (1815). Auch in der Heimat Schillers hatten die Ideen der religiösen Aufklärung und politischen Freiheit später als anderswo Wurzel geschlagen, auch dort huldigte der Illuminatenorden und der Wielandsche Kreis den durch die französische Litteratur verbreiteten Ansichten, unter deren Eindrücken Schiller aufwuchs.

Die rheinischen Städte Bonn und Düsseldorf waren zwar kein Weimar und kein Jena; aber auch die andern deutschen Städte waren es zu damaliger Zeit ebenso wenig: es gab nur einen Schiller und einen Goethe. Selbst in der preußischen Hauptstadt war das litterarische Leben sehr mangelhaft. Die Akademie in Berlin hatte zwar das Glück, durch ihre Preisaufgaben einige vortreffliche Schriften Herders anzuregen, aber die deutsche Schriftstellerwelt war nur durch Männer zweiten Ranges vertreten, die im Gefolge großer Männer sehr wertvoll waren, aber die fehlenden großen Männer nicht ersetzen konnten. Mit den „Sulzer, Ramler, Engel, Gedike, Biester" war nicht viel Staat zu machen.[1]) Die Stärke der deutschen Aufklärung ging nicht von Berlin, sondern von

[1]) Die Rezensenten der „Frankfurter gelehrten Anzeigen," Merck und Goethe, erklärten, „daß der selige Gellert von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte," und forderten vom Dichter „deutschen Geschmack und deutsches Gefühl."

Wolfenbüttel und Königsberg aus; und ihre bevorzugten Träger hießen nicht Mendelssohn und Nicolai, sondern Lessing und Kant. An deren Vermächtnis, an Herders, Goethes und Schillers Erbschaft ist mit der ganzen deutschen Nation auch der Rhein beteiligt gewesen.

Die nachfolgende Poetengeneration am Rhein hat seit dem Wiedererwachen des deutschen Nationalgefühls nicht geruht, nach den nationalen Zielen zu fragen und ihnen zuzustreben. Sie konnte mit berechtigtem Stolze von sich sagen, daß sie die alte Spannkraft in der Entfaltung ihres freien Geistes und ihrer künstlerischen Phantasie neu bewährt, und daß gerade das reine Licht und Leben des Rheines die köstlichsten Blüten der deutschen Dichtkunst gezeitigt haben.

Die den verschiedensten Glaubensbekenntnissen entstammenden rheinischen Dichter Heinrich Heine, Gottfried Kinkel, Karl Simrock, Gustav Pfarrius, Christian Joseph Matzerath, Alexander Kaufmann, Wolfgang Müller von Königswinter und Emil Rittershaus brauchen sich über die Rheinluft, die ihre Väter und Großväter geatmet haben, nicht zu beklagen.

Auch wir nicht.

Was sie ererbt von ihren Vätern haben — um mit Goethes Worten zu schließen —, haben sie wirklich erworben, um es zu besitzen.

Litterarisches Leben am Rhein
in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts
Gottfried Kinkel und sein Kreis in Bonn

Mit dem Wiedererwachen des deutschen Nationalgefühls im Anfang unsers Jahrhunderts wurden auch der Dichtkunst neue Ziele gesteckt. Die Freiheitskriege gaben den Anstoß, ihr mehr als bisher nationale Stoffe zuzuführen, und das Volk, das in der Befreiung von dem fremden Joche seine Kraft erkannt hatte, wurde zum Gegenstande dichterischer Darstellung. Bald aber wurde es auch in den schroffen Gegensatz zur herrschenden Klasse gestellt; die Tugend des schlichten Mannes wurde auf Kosten des verderbten Genußmenschen verherrlicht, Eigentum und Besitz auf ihre Berechtigung hin geprüft, das Wohlleben für den armen Mann und den unterdrückten vierten Stand verkündigt, und unter diesen Vorboten die Revolution von 1848 gezeitigt, deren Wirkungen wir noch heute in dem neu entbrannten Kampfe um die soziale Frage verspüren.

Wie Heine als „Dichter der freien Kunstform" mit dem poetischen Herkommen gebrochen hatte, so war er auch als Rufer im Streite gegen die in geistiger Trägheit versumpften Zustände im deutschen Vaterlande aufgetreten. In seiner zahlreichen Heer-

folge, die sich nach beiden Richtungen entwickelte, sollte das eingeschlummerte politische Bewußtsein wieder erweckt und die dichterische Behandlung der Zeitfragen angestrebt werden. Diese Nachfolger, die zu Großem berufen waren, haben in seltnem Maße zur Fortentwicklung des Volksbewußtseins beigetragen. Anastasius Grün, Ferdinand Freiligrath, August Heinrich Hoffmann (von Fallersleben), Georg Herwegh, Robert Prutz, Karl Beck, Hermann Rollet, Friedrich von Sallet, Adolf Glaßbrenner, Adolf Strodtmann, Johannes Nordmann, Franz Dingelstedt, Moritz Hartmann, Alfred Meißner und Gottfried Kinkel sind die Namen der Dichter, die in die freiheitliche Bewegung der Zeit verflochten waren.

Namentlich in dem letztgenannten Dichter war eine zu gesunde Auffassung des Lebens, als daß er seine dichterischen Fähigkeiten auf ferngelegne politische Ziele hätte richten und sich der Enttäuschung und Verbitterung überlassen sollen, obgleich er wie kein andrer deutscher Dichter — außer Fritz Reuter — unter der Schwere der Zeit hat leiden müssen. War er auch nicht berufen, neue Bahnen einzuschlagen, was allein dem Genie vorbehalten ist, so offenbarte sich bei ihm doch der lebendige Pulsschlag einer charaktervollen Dichternatur, mag er sich nun an der Natur, an der Freiheit, am Völkerglück oder an der Stille des häuslichen Herdes begeistern. Die Herzenstöne, wie sie die Liebe und Treue zu Weib und Kind eingiebt, quellen bei ihm in edler, weihevoller und wohltönender Sprache hervor. Mit Vorliebe widmet er sich als Freiheitssänger der Zeit den Leiden der Unterdrückten.

Schon das „junge Deutschland“ war mit seinen

Romanen und Dramen für die freiheitlichen Einrichtungen eingetreten; mittlerweile hatte sich aber die Strömung in der politischen Atmosphäre wesentlich verschärft, sodaß die neuen Dichter in sausender und brausender Lyrik einen scharfen und lauten Ton anschlugen.

Und unter den schwungvollsten Liedern, zum Teil von hinreißender Gewalt, stehen die von Gottfried Kinkel neben denen von Georg Herwegh obenan.

Während sich Herwegh mit seiner Phantasie schließlich ins Ungeheuerliche verlor und seine Kampfgesänge am Ende nur noch ein kühnes Geschmetter und Phrasengetön waren, bleibt sich Kinkel beständig treu, seine Lieder bleiben gedankenreich und kernig, selbst wenn der glühende Zorn und die heiße Vaterlandsliebe ergreifend zum Ausdruck kamen. In Kinkels Dichtungen offenbart sich ein reiches poetisches Talent und eine ebenso reiche geistige wie künstlerische Bildung, eine reine, edle Seele, ein weiches, tief empfindendes Gemüt neben kräftigem männlichem Sinn. Selbst dann, wenn er ganz persönliche Verhältnisse darstellt, weiß er seinen Empfindungen einen solchen Ausdruck zu geben, daß sie sich über das Individuelle erheben und zum Ausdruck allgemein menschlicher Gefühle werden. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf das Gedicht „Beim Tode meiner Mutter Marie.“ Kinkels Lieder sind so ganz der Ausfluß seines innersten Lebens, daß sie uns ein Bild seiner geistigen und künstlerischen Entwicklung geben. Während einige Bilder von der tiefsten Gläubigkeit durchdrungen sind (Abendstille, Sonett an Johanna, Gebet), neigen sich andre rein pantheistischen Anschauungen zu (Abendmahl der Schöpfung). Haben die meisten eine elegische

Färbung, so weiß er auch dem Humor Rechnung zu tragen, wie beispielsweise in dem schönen Cyklus: „Die Weine," worin er die Geschichte des Weins erzählt und die verschiednen Arten des Weins, den Chier in der alkäischen Strophe, den Perserwein in der Gaselenform, den Rheinwein in der Nibelungenstrophe, die Lacrimae Christi im Sonett, den Champagner in Daktylen und den Krätzer in Knittelversen reden läßt.

Gehen wir nun kurz zu dem äußern Lebensgange des Dichters über, ohne seinen politischen Irrgängen zu folgen, die ihn in so tragischer Weise von seinem heißgeliebten Volke trennten.

Gottfried Kinkel (geboren 11. August 1815 in Oberkassel am Rhein bei Bonn, gestorben 13. November 1882 zu Zürich) ist der Sohn eines strenggläubigen Pfarrers, der ihn für das Studium der Theologie bestimmte, dem er auch in Bonn von 1831—34[1]) und dann in Berlin oblag. Im Jahre 1837 trat er bei der evangelisch-theologischen Fakultät zu Bonn als Dozent der Kirchengeschichte ein; 1841 wurde er Hilfsprediger in Köln. Nach Bonn zurückgekehrt ging er, da er zu einer pantheistischen Weltanschauung gekommen war, zur philosophischen Fakultät über, veröffentlichte 1842 die Tragödie: „König Lothar von Lothringen," dann die treffliche Dorfgeschichte: „Margret," 1843 die erste Sammlung seiner Gedichte, 1845 das Werk: Die Ahr, Landschaft, Geschichte und Volksleben, sowie den ersten Band seiner Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, worauf er 1846 zum außerordentlichen Pro-

[1]) Studiosus Kinkel wurde am 19. Oktober 1831 immatrikuliert.

fessor der Kunstgeschichte ernannt wurde. In demselben Jahre erschien sein romantisches Epos: „Otto der Schütz,“ das die allgemeinste Verbreitung (bis jetzt siebzig Auflagen) gefunden hat.

Das Jahr 1848 riß mit seinen politischen Aufregungen auch Kinkel mit sich fort. Er organisierte die Demokratie des Bonner Kreises, wurde 1849 zum Abgeordneten für die zweite Kammer nach Berlin gewählt, kam nach deren Auflösung nach Bonn zurück, wo er am 10. Mai 1849 einen Zug bewaffneter Männer gegen das Zeughaus in Siegburg anführte, darauf im pfälzischen Aufstande und dann im badischen Aufstande in der Freischärlerkompagnie Besançon kämpfte, bis er an der Murg verwundet und gefangen genommen, durch ein preußisches Kriegsgericht zum Tode verurteilt, dann begnadigt zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe nach Naugard abgeführt wurde. Aus der Festung Spandau durch den Bonner Studenten Karl Schurz 1849 befreit flüchtete Kinkel nach England. Kinkel spricht sich hierüber selbst in folgendem Briefe aus:

„Ja, es ist wahr: Karl hat eine Treue bewiesen an mir, die ich ihm selber schwerlich jemals abverdienen kann. Sein Mut, seine Ausdauer und Klugheit haben ein Wunderwerk vollendet, und ich verdanke ihm im vollen Sinne die Rettung meines Lebens.... Auf was für Art dies alles geschehen und wie wunderbar es bisher gelungen ist, das kann und darf ich Ihnen heute noch nicht schriftlich erzählen.... Was mich betrifft, so ist Karl noch gerade zur rechten Zeit gekommen, denn noch befinde ich mich ganz gesund, und meine Getreuen in Bonn würden auch bald merken, wenn sie mich mit Karl reden und spaßen

hörten, daß ich das fröhliche rheinische Herz in der harten Einsamkeit noch immer nicht verloren habe.... Es war eine im Leben einzige Minute, als nun alles gelungen war, als er zuerst auf der freien Straße mich umarmte, als ich dann nach anderthalb Jahren der Qual an seine Brust gelehnt in die rettende Nacht hineinfuhr und zwischen den dunkeln mecklenburgischen Fichtenwipfeln der Morgen uns Glücklichen heraufleuchtete! Der Freiheit, der Thätigkeit, der geliebten Frau und den lebhaften Kindern wiedergeschenkt, grenzenlosem Elend entflohen, werde ich erst — wenn volle Sicherheit in England mich umgiebt und die ganze Ruhe in mein Gemüt einzieht — vollständig durchempfinden, wie viel ich der Treue meiner Partei und vor allem der meines Freundes schuldig geworden bin. Ich glaube auch, daß er damit gar vielen, vielen Menschen außerdem Freude gemacht hat; denn auch außer den Demokraten haben noch viele mir ihr Herz innig zugewandt, die von einer so harten Behandlung empört waren, und diese alle werden es Karl nicht vergessen, was er an mir gethan hat...."

So schrieb Gottfried Kinkel an die angstvoll besorgten Eltern seines kühnen Befreiers Karl Schurz, als sich beide im November 1850 noch auf der von den Herbststürmen gepeitschten See befanden, über die sie in dem eiligst ausgerüsteten Schiffe des Kaufmanns Brockelmann in Rostock aus dem Vaterlande nach England flüchteten. (Vgl. Frankfurter Zeitung vom 3. April 1886. Mitgeteilt von dem Sohne Kinkels.) Schurz war erst 23 Jahre alt, als er, ein glühender Bewundrer amerikanischer Freiheit, den gastlichen Boden dieser großen Zufluchtsstätte entgleister deutscher Freiheitskämpfer betrat. Auf die stillen Jugendjahre

im rheinischen Dorfe Liblar, in den Ausläufern des Kölner Vorgebirgs, wo er am 2. März 1829 geboren wurde, waren die Jahre der Ausbildung auf dem Gymnasium in Köln und der Hochschule zu Bonn gefolgt. Früh hatte sich der junge Student dem Litteratur und Rhetorik lesenden Gottfried Kinkel angeschlossen, mit dem er sich bald zur Herausgabe eines liberalen Blattes vereinigte. Wie er in Bonn einen Aufstand ins Werk zu setzen sucht, mit seinem Lehrer und Freunde fliehen muß, in die badische Revolutionsarmee eintritt, an der Verteidigung Rastatts teilnimmt, nach Übergabe der Festung in die Schweiz flüchtet, ist bekannt genug, und seine Befreiung Kinkels aus der Spandauer Gefangenschaft ist einer der bekanntesten Zwischenfälle der deutschen Revolution geworden.

Als Kinkel in Spandau „wehrlos, ein aufgegebner Mann“ saß, da war es seiner Frau nicht rastende Treue, die mit Hilfe des Studenten Karl Schurz, des später berühmt gewordnen Führers der Deutschen in Amerika, ihrem Gatten die Flucht ermöglichte.

Im Exile veröffentlichte Kinkel 1850 einen Band Erzählungen, dann die reflexionsreiche Tragödie Nimrod 1857. Im Jahre 1866 als Professor an das eidgenössische Polytechnikum zu Zürich berufen, gab er 1868 eine zweite Sammlung Gedichte heraus; 1872 erschien der Grobschmied von Antwerpen, 1874 Peter Paul Rubens, 1876 Mosaik zur Kunstgeschichte und 1883 das reizende Idyll aus Griechenland, „Tanagra.“ [1])

* * *

[1]) Überaus reichhaltig ist die Kinkellitteratur: Gartenlaube 1872 (Meine Kindheit), 1873 (Meine Schuljahre),

Es war im Herbst 1835, als Emanuel Geibel nach Bonn kam, wo eine innige Freundschaft mit Gottfried Kinkel entstand. Die Persönlichkeit Geibels regte Kinkel mächtig zur Poesie an; Geibel, „der fremde, buntschillernde Paradiesvogel,“ wie ihn Kinkel zu nennen pflegte, wurde nicht müde, den jungen Freund durch Wort und Lied anzufeuern und zu dem großen Kampfe der Zeit vorzubereiten. Drei Jahre später (1838) näherten sich Kinkel die jungen Musensöhne Karl Simrock, Matzerath, Wolfgang Müller und Freiligrath. Während Matzerath schon damals sein bedeutendes Talent in der Nachahmung fremder Dichtungen entwickelte, hatten sich Freiligrath, Simrock und Wolfgang Müller schon bewährt, und nament-

---

1892 (Erinnerung an Gottfried Kinkel von F. Heyl), 1863 Nr. 7—10, Ein Nichtamnestierter, 1862 Nr. 2 und 3. — Ad. Strodtmann, Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne (?) Dichtung. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1850. Gottfried Kinkels Lebensgeschichte bis zu seiner Errettung aus dem Gefängnisse zu Spandau. Hamburg, C. F. Ulmann, 1851. — Henne am Rhyn, Gottfried Kinkel. Ein Lebensbild. Zürich, Cäsar Schmidt, 1883. — Das Volksarchiv von Adolf Streckfuß. 1. Band. Berlin, 1850, darin: Gottfried Kinkel, sein Leben und Wirken. — Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben, herausgegeben von Adolf Kolatschek. 2. Jahrgang, 1. Band. Bremen, 1851. Erinnerungsblätter aus dem Jahre 1849, von Johanna Kinkel. — Beiträge zur Geschichte der deutschen Kolonie in England von Friedrich Althaus III. — Unsre Zeit. Neue Folge IX, 2: Die Flüchtlinge. Berliner Tageblatt vom 25. Dezember 1882: Briefe Gottfried Kinkels von Rm — Betreffend Johanna Kinkels Leben in London und Tod: Memoiren einer Idealistin von Malvida von Meysenbug, 3. Aufl. 1882. — Über Kinkels Leben in Zürich: Mitteilungen

lich der letzte hatte durch seine „junge Lieder" die gegründetsten Erwartungen wachgerufen. Schon damals beabsichtigte Kinkel im Wettbewerb gegen das „Rheinische Odeon" Simrock und Freiligrath zur Herausgabe eines neuen Musenalmanachs zu bewegen, worin die ganze rheinische Poesie ihre Vertretung finden sollte. Kinkel singt von dieser schönen Zeit:

Vom Bergland kam ich hergegangen
Im letzten Abendsonnenschein,
Es glühten noch die braunen Wangen
Von Bergluft, Lebensluft und Wein;
Ich kam von jauchzendem Gelage
Mit einer trauten Männerschar
Aus einer Dreizahl froher Tage,
Von denen heut der beste war.

---

der hinterlassenen Familie und eigne Beobachtungen, sowie Feuilleton des „Bund" vom 21. und 22. November 1882. — Nekrolog von Johannes Scherr in der Allgemeinen Zeitung vom 21. bis 23. Dezember 1882. — Bonner Zeitung vom 11. und 17. Dezember 1898. Das Fuderfest in Trarbach. — Musikalisches Leben in Bonn vor siebzig Jahren. Von Hans von Windeck. — Deutsche Revue, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1899, Januarheft, S. 701, Jakob Burckhardt und Gottfried (und Johanna) Kinkel. Ungedruckte Briefe. Von Rudolf Meyer-Krämer. Deutsche Revue 1894, Hefte von April bis September: Erinnerungsblätter von Johanna Kinkel. — Karl Schorn: Lebenserinnerungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Rheinlandes im neunzehnten Jahrhundert. Bonn, P. Hanstein, 1898, I, S. 179, 273, 322, 328; II, S. 50, 51. Der Zug der Freischärler unter Kinkel, Schurz und Annecke, behufs Plünderung des Zeughauses in Siegburg. Nebst Kinkels Verteidigungsrede vor den Assisen in Köln. 2. Auflage. Bonn, P. Hanstein, 1886. Willibald Beyschlag, Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngern Jahre. 2. Aufl. Halle, 1896.

Im Frühling des Jahres 1839 trat nun das Ereignis ein, das für Kinkels ganzes Leben bestimmend sein sollte. Johanna Mockel, die seit dem 22. Mai 1840 geschiedne Frau des Buch- und Musikalienhändlers Mathieux in Köln, die zu ihrem Vater, dem Gymnasiallehrer Mockel, nach Bonn[1]) zurückgekehrt war, war die Frau, die von nun an mächtig in Kinkels Entwicklung eingreifen, ihn über sein innerstes Wesen klarmachen und den in seiner Brust ruhenden Keim des Liedes zur herrlichsten Blüte des Gesanges entfalten sollte. In einer großen Gesellschaft des sogenannten „Bonner Salons“ sah er sie zum erstenmale wieder in Gesellschaft der Töchter des Professor Nöggerath und des Universitätsrichters Salomon u. a., wo sie gerade ein munteres Lied sang, als Gottfried eintrat. Er hatte sie schon als Kind gekannt. Die Bekanntschaft war nach Ansicht der Zeitgenossen gekommen wie ein Wahlverwandtschaftsverhängnis, auf Johannas Seite war es zuerst reine Freundschaft.

Johanna war ein eigentümliches Wesen, ebenso unschön wie Gottfried schön, der noch dazu fünf Jahre jünger war. Auch Johannas Lebenslauf bot ihr schon früh manche Veranlassung zum Haß gegen die Verhältnisse, in denen sie lebte. Mit einer gründlichen, fast männlichen Bildung vereinigte sie einen starken Mangel an weiblicher Anmut. Im zweiundzwanzigsten Jahre verheiratete sie sich, vielleicht ohne Neigung, mit dem Buchhändler Mathieux in Köln. Johanna war damals noch keine Hausfrau, setzte ungern den Fuß in die Küche und spielte den ganzen Tag Klavier. Als der junge Ehemann eines Tags in einer Anwand-

---

[1]) Das Mockelsche Haus war Josephstraße Nr. 13.

lung von Zorn ihr Notenheft aus dem Fenster warf, stand sie kaltblütig auf, ging zu Fuß zu ihren Eltern nach Bonn und ließ die Ehe trennen.

In Berlin (1836—39) fand Johanna im Hause der Bettina von Arnim Aufnahme und Freundschaft. In Bonn lernte sie darauf, von Berlin zurückgekehrt, Kinkel kennen, der zu dieser Zeit mit einer Pfarrerstochter verlobt war. Kinkel sagte sich von der Braut los und huldigte Johannas Talent und Geist, die offenbar befruchtend auf ihn wirkten und ihm seine schönsten Lieder entlockten. Zunächst gestaltete sich das Verhältnis mit Johanna zur innigsten Freundschaft, ohne daß in beiden der Gedanke an eine Liebe aufgetaucht wäre. Lange Jahre hat es gedauert, bis diese tief schlummernde Neigung bei beiden zur Erkenntnis durchgedrungen war, erst am 22. Mai 1843 wurde Kinkel mit Johanna in der Privatwohnung des Pfarrers Wichelhaus zu Bonn getraut. Bei dieser Feier waren Emanuel Geibel, Andreas Simons,[1]) Auguste Heinrich,[2]) Linda Bernd[3]) und die Eltern Johannas Zeugen.

Herzliches Einverständnis und innigstes Ineinanderklingen verklärte das Eheleben der endlich Vereinten.

Hatte Kinkel doch der jetzt heimgeführten Braut am 4. September 1840 bei einer gemeinsamen Kahnfahrt auf dem Rhein das Leben gerettet, das er nun an das seine für immer gekettet hatte. Willibald Beyschlag,

[1]) lebt als ordentlicher Professor a. D. zu Poppelsdorf bei Bonn. Er studierte zuerst Jurisprudenz, dann Baufach.

[2]) lebt zur Zeit in Bonn.

[3]) desgleichen.

ein Studiengenosse Kinkels, hat in die junge Häuslichkeit oft einen Blick zu thun Gelegenheit gehabt und betont ausdrücklich, daß das, was man da sah, mit vielem versöhnen konnte, zumal was die Hausfrau betraf. Sie machte die Vorurteile, die man wegen ihrer unpraktischen und unweiblichen Genialität gegen sie gehegt hatte, glänzend zu schanden. Wenn sie am Vormittage drei bis vier Gesangstunden gegeben und damit zum Unterhalt des Hausstandes den Hauptteil beigetragen hatte, erfüllte sie noch in musterhafter Weise die nächsten Hausfrauenpflichten und war am Abend gegen die Freunde des Hauses unermüdet ausgiebig und freundlich. (Vgl. Beyschlag, Aus meinem Leben, S. 176.) Von der Tochter Johannas, Adelheid, sind uns diese Angaben mündlich bestätigt worden.

Johanna, die am 8. Juli 1810 in Bonn geboren war, hatte schon in frühester Jugend ein beachtenswertes Talent in der Musik an den Tag gelegt und den Unterricht des berühmten Kapellmeisters Franz Ries, des ersten Lehrers Beethovens, genossen. In Berlin hatte sie sich zu einer hervorragenden Pianistin ausgebildet. Dieser Unterricht sollte für Johanna und das musikalische Leben Bonns in der Epigonenzeit entscheidend sein. Das hervorragende musikalische Talent Johannas war in seltnem Maße für die Bonner Kreise anregend und fruchtbringend. War sie es doch, die seit dem Ende der zwanziger Jahre bis zum Ausbruche der Märzrevolution 1848 die Tonkunst in ihrer Vaterstadt zu hoher Blüte erhob und sich ihre Pflege in den weitesten Kreisen angelegen sein ließ. Sie war die eigentliche Begründerin des „Bonner Gesangvereins," des Vorgängers des jetzigen „Städtischen Gesangvereins." Dieser Verein ist auch die Veran-

lassung gewesen, daß sich im Anfange der vierziger Jahre in Bonn ein Kreis jugendlicher Poeten, Gottfried Kinkel, Alexander Kaufmann, Arnold Schlönbach, Christian Joseph Matzerath, Karl Simrock, Wolfgang Müller von Königswinter und andre um ihre „Direktrix“ scharte und den für die deutsche Litteraturgeschichte bedeutungsvollen „Maikäferbund“ gründete.

Der Gesangverein ging aus einem Ensemblespiel bei dem Kapellmeister Ries im Jahre 1827 hervor, an dem Johanna Mockel, Valerie Schram und Auguste Haßkarl teilnahmen. Johanna übernahm (nach dem uns vorliegenden Tagebuche über die Geschichte des Vereins) später (1834) die Leitung. Die Versammlungen fanden bei den Bonner Familien Mockel, Haßkarl, Schram, Breuer, Freitag, Frowein, Lukas, Müller und Oppenhoff statt. Später wurden öffentliche Konzerte im Rathaussaale, teilweise zu guten Zwecken, veranstaltet. Von Herbst 1836 bis Frühling 1839 war Johanna in Berlin. 1840 übernahm Johanna wieder die Leitung. Am 26. Juli 1843 brachte der Verein das von Gottfried Kinkel gedichtete und von Johanna in Musik gesetzte Liederspiel: „Die Assassinen“ zur Aufführung. Der botanische Hörsaal des Poppelsdorfer Schlosses stand dem Vereine von 1844 ab zur Verfügung. Anna Goldfuß und Lida Freitag wurden bei der Aufführung der Iphigenie in Aulis von Gluck als Primadonnen bezeichnet (1. Februar 1846). Im Jahre 1848 löste sich der Verein unter dem Einflusse der politischen Unruhen auf.

So endete dieses von Johanna mit so vieler Aufopferung und künstlerischer Begeisterung ins Leben gerufne und Jahrzehnte hindurch glücklich geleitete

Unternehmen. Das unerbittliche Schicksal vergönnte es ihr auch nicht mehr, von dem Augenblicke der Befreiung ihres Gatten aus den Zuchthausmauern zu Spandau den Boden ihrer geliebten Vater- und Musenstadt Bonn wieder zu betreten.

Nach der Befreiung ihres Gatten war sie ihm nach London nachgeeilt, wo sie Gesang- und Klavierunterricht erteilte und so zur Gründung eines neuen Heims des Dichters thätig mitwirkte. Das Klima äußerte jedoch bald eine nachteilige Wirkung auf ihren Gesundheitszustand, und unter der Angst der sie quälenden Herzbeklemmungen stürzte sie sich am 15. November 1858 aus dem Fenster ihrer Wohnung und fand so im Exil ihres Gatten einen tragischen Tod.

Malvida von Meysenbug hat uns in ihren „Memoiren einer Idealistin" das tragische Ende Johannas geschildert.[1]) An ihrem Grabe (auf dem Friedhofe der Nekropolis, vierundzwanzig englische Meilen von London entfernt) fühlten die Leidtragenden und Freunde, daß Deutschland etwas Seltnes verloren hatte. Malvida sagt von ihrer Freundin Johanna treffend: „Ein leuchtendes Beispiel, daß auch das Weib

---

[1]) In dem Werke: „Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts" von Dr. Theobald Ziegler, ord. Professor an der Universität Straßburg, (Berlin, 1899, Georg Bondi) heißt es Seite 567: „Johanna Kinkel, die große Dulderin, und Malvida von Meysenbug, die Verfasserin der »Memoiren einer Idealistin,« welche für ihren politischen und religiösen Liberalismus den Bruch mit dem Elternhaus in schwerster Form auf sich nahm." Vgl. auch: Malvida von Meysenbug, Der Lebensabend einer Idealistin. Berlin, 1898, bei Schuster und Löffler.

eine unerschrockne Kämpferin für Wahrheit und Recht und unermüdlich thätig sein kann auf den höchsten Gebieten geistigen Schaffens, dabei aber nicht nur jede Pflicht des häuslichen Lebens als Gattin und Mutter in edelster Weise erfüllen, sondern sogar für den materiellen Unterhalt der Familie mitsorgen kann." Freiligrath gab diesen Gefühlen in einem feinsinnigen Gedichte (Nach Johanna Kinkels Begräbnis am 20. November 1858) ergreifenden Ausdruck. Vgl. Henne am Rhyn a. a. O. S. 76.

Aus dem handschriftlichen Nachlasse Johannas, der dem Verfasser von ihrer Familie zur Verfügung gestellt wurde, liegen folgende musikalische und poetische Arbeiten vor: Friedrich Chopin als Komponist. Sie stellt eine geistreiche, kritische Beleuchtung der Werke Chopins dar. — Otto der Schütze, Liederspiel in einem Akte. — Bilder aus Kölns Vorzeit. Ode. — Das Malztier oder die Stadt-bönnischen Gespenster. Lokalposse im Dialekt mit Gesang in einem Akte. — Das vergessene Wort. Ein Märchen zum Stiftungsfeste des Maikäferbundes 1844 von der Direktrix. — Guter Rat ist nicht teuer. Polterabendscherz. — Fromme Weltkinder. Plan zu einem Schauspiel. — Das Juderfaß zu Trarbach. Fastnachtsspiel in zwei Akten. — Das Bei-sich-sein im Anderssein, oder der Prozeß der Narrheit der freiwerdenden Negativität der Diesigkeit. Drama in fünf Bruchstücken. — Hänneschen als Wunderkind. Fastnachtsspiel in einem Akt. — Die Fürstin von Paphos. Oper in zwei Akten mit einem Vorspiel.

Ferner aus Johannas Aufenthalt in Berlin: Verrückte Komödien aus Berlin. — Der Wettstreit der schottischen Minstrels. (1838.) Komödie. — Zum Ge-

burtsfest des Herrn von Savigny. (1837.) — Themis und Savigny oder die Olympier in Berlin. Opera seria in einem Akt, gedichtet von Johanna Mockel mit Musik von verschiednen Komponisten. In diesem Stück gab Emanuel Geibel den Mars, Franz von Savigny den Merkur, Ferdinand von Arnim den Jupiter, Herr von Eckenbrecher den Bacchus usw. Außerdem wirkten Gisella, Armgart und Max von Arnim, Fräulein von Hochstetter und Dr. Göschen mit.

Im Jahre 1849 hatte Johanna gemeinsam mit Gottfried Kinkel veröffentlicht: Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel. Später erschien aus ihrer Feder nach ihrem Tode: Hans Ibeles in London. Familienbild aus dem Flüchtlingsleben. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta, 1860. Außerdem schrieb sie die komische „Vogelkantate" und Acht Briefe an eine Freundin über Klavierunterricht. Stuttgart, 1852.

Alle diese Arbeiten geben ein unumstößliches Zeugnis, daß Johanna auch eine nicht geringe poetische Begabung hatte. In einer poetischen Epistel an Max von Arnim (1832) geißelt sie die damaligen litterarischen und musikalischen Zustände in Deutschland mit bitterm Spott und beißender Satire. So sagt sie von Ludwig Rellstab:

Der Musen Günstling und ihr Gönner Rellstab
Dem nebst viel Gaben Zeus besonders hell gab
Den Scharfblick und Kritik der reinen Vernunft,
In Dingen handelnd von der Musikerzunft.

* *
*

Nachdem wir uns in kurzen Zügen mit dem Lebensgang und dem Wirken Johannas bekannt gemacht haben, wollen wir nunmehr den Entwicklungsgang Gottfried Kinkels näher verfolgen.

Während im achtzehnten Jahrhundert einzelne Persönlichkeiten den Gang der Litteratur bestimmten (zunächst Klopstock, Lessing und Wieland, dann Hamann und Herder, dann Goethe und Schiller, dann die Romantiker, endlich Uhland, Rückert, Heine und Platen), vermochte gegen Ende der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts keine einzige Persönlichkeit einen weitgreifenden und bleibenden Einfluß zu gewinnen. Selbst Gutzkow, Freiligrath, Geibel und Redwitz gelang es nicht, der gesamten Litteratur ihren Stempel aufzudrücken, vielmehr sind es die großen Heroen des vorigen Jahrhunderts, deren Einfluß noch erkennbar fortwirkt. In jener Zeit bildeten sich daher litterarische Vereine mit poetischen Zwecken, die ersichtlich darauf ausgingen, einen wirksamen Einfluß auf ihre Mitglieder auszuüben und in den Gang der Litteratur einzugreifen. In Berlin fanden sich außer den dort lebenden Dichtern Platen, Strachwitz, Heyse, Geibel vorübergehend zusammen in einer „freien Vereinigung." Bettina von Arnim begründete dort den litterarischen Kreis „Lindenblatt." In München bestand ein „Verein für deutsche Dichtkunst," deren Mitglieder August Becker, Julius Grosse, Hermann Lingg usw. erfolgreichen Einfluß auf einander ausübten. Im Wupperthal sind später die Dichter Oelbermann, Siebel Schults, Röber, Stelter, Rittershaus zwar zu einer Vereinigung nicht zusammengetreten, allein die Gleichheit ihrer Bildung und ihres Standes hat ihren Dichtungen einen gleichartigen Charakter aufgedrückt. Nur Friedrich Röber macht eine Ausnahme, der seine Dichtungen vorzugsweise an die Antike anlehnt und sich dem historischen Schauspiel zuwendet.

Am Rhein war es gegen Ende der dreißiger

Jahre Gottfried Kinkel, der seinem Kreise auch einen eignen Stempel aufzudrücken bestrebt war, und der wenigstens für einen Teil seiner Umgebung nicht ohne Einfluß geblieben ist. Auf seine Begeisterung für das Evangelium der Völkerfreiheit war ewige Nacht des Kerkers die Antwort derer, die nicht ahnen, daß der Mensch ewig dem Lebenssterne seiner Entwicklung folgen muß, bis er an seinem Ziele durch rastloses Streben vom Schatten zum Licht angelangt ist.

Das Jahr 1842 war schon die Zeit, wo Kinkel von der Politik beunruhigt wurde. In seinem Gedichte „Die sieben Berge" sagt er:

Nun ist mir längst vorbei die Zeit
Romantisch zu phantasieren,
Und wo ich hinaus in die Welt nur seh,
Muß ich politisieren.

Und wenn ich einmal einen Jungen krieg,
Dem will ich die Berge deuten,
Und will ihn warnen mein Leben lang
Vor den berühmten Leuten.

Und „Aus dem Kerker" schrieb er 1850:

Das soll nicht modern im märkischen Sand,
Das sehnt sich nach seiner Wieg —
Mein Herz soll ruhen im Vaterland,
Im Winde der blauen Sieg.

Ein Dörfchen kenn ich am Waldessaum,
Geschützt vor dem nordischen Wind,
Da blüht noch jedes Jahr der Baum,
Bei dem ich gespielt als Kind.

Gottfried Kinkel bezeichnet sich vorzugsweise als „rheinischen Mann." Dieser rheinische Mann sammelte mit seiner Frau Johanna einen rheinischen Dichter-

kreis um sich, dem u. a. Karl Simrock, der Dichter des Rheinliedes Nikolaus Becker, der Lyriker Alexander Kaufmann, der farbenprächtige Lyriker und Epiker Karl Arnold Schlönbach angehörten. Aber auch die Westfalen Ferdinand Freiligrath und Lewin Schücking traten diesem Kreise mit Wolfgang Müller und Gustav Pfarrius näher, und in herzlichster Freundschaft mit dem Kreise verlebte der aus Griechenland zurückgekehrte Lübecker Emanuel Geibel in fröhlichen Dichterträumen den Sommer 1843 zu St. Goar am Rhein.

Es ist ein glänzender Stern der deutschen Litteraturgeschichte, der aus diesem Kreise hervorgegangen ist. Wir wollen es daher versuchen, das Leben und Streben seiner Mitglieder näher zu beleuchten. Wir haben uns dieser Aufgabe um so lieber unterzogen, als uns von einigen noch lebenden Mitgliedern des Bundes manche interessante Mitteilung freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist.

In dem Mockelschen Hause zu Bonn auf der Josephstraße versammelten sich Sonntags morgens die Mitglieder des vorhin geschilderten Gesangvereins, um dort bis zur Mittagszeit unter Johanna Mockels Leitung zu üben. Kinkel fehlte nie bei diesen Proben und brachte hin und wieder auch seine Freunde mit. Die Art und Weise, wie Johanna Geist und Leben in die Musik zu legen verstand, regte die Freunde an, an bestimmten Abenden Dramen mit verteilten Rollen zu lesen. Mit Shakespeare wurde begonnen. Aus diesem litterarischen Kränzchen sollte unter der Patenschaft Johannas der „Maikäferbund“ hervorgehn. Der Biograph Kinkels, Adolf Strodtmann, bezeichnet als den Gründungstag die letzte Juniwoche des Jahres 1840. Es war am Peter- und Paulstag, als der kleine Kreis

im heitersten Gespräche war. Man bedauerte, daß so manche geistreiche Bemerkung verloren ginge, und daß man so manche Witze am liebsten schwarz auf weiß hätte. Kinkel erzählte von einer Bierzeitung aus seiner Studentenzeit, Johanna von dem durch Bettina in Berlin gegründeten „Lindenblatt" und nahm, das Wort zur That machend, einen grünen Bogen Papier zur Hand mit den Worten: „Wie nennen wir das Blatt? »Der Maikäfer« soll es heißen! Eine Zeitschrift für Nichtphilister." So entstand der Maikäferbund. Man einigte sich bald, sich an jedem Dienstagabend zu versammeln, um die auf grünem, mit dem Bilde eines Maikäfers am Kopfe geschmückten Papiere niedergeschriebnen Beiträge zu lesen. Das ganze Unternehmen sollte einzig den Zweck haben, einem engern Freundeskreise wöchentlich einen heitern und genußreichen Abend zu verschaffen und den Mitgliedern Gelegenheit zu geben, ihre Schöpfungen der Kritik eines wohlwollenden Kreises zu unterwerfen. Der eigentliche Schriftleiter und die Seele des Bundes war Kinkel; Johanna war „die Königin" oder „Direktrix"; sämtliche Mitglieder hatten Spitznamen: Kinkel — Wolterwurm; Alexander Kaufmann — Rosenkäfer; Beyschlag — Balder; Johanna — Nachtigall u. s. w. Die Tendenz des Blattes sprach Kinkel in dem Eingangssonett aus:

Geehrte Herrn, warum doch lächeln Sie,
Daß diese Blätter sich Maikäfer nennen?
Erst lernen Sie den tiefen Sinn erkennen
Und des Maikäfertumes Poesie.

Maikäfer sind kein unvernünftig Vieh,
Nicht Ochsen, die geistlos auf Vieren rennen,
Mückvögel nicht, die sich im Licht verbrennen —
Nein: Meister des Genießens nenn ich sie.

In stetem Dusel von dem Rauch der Düfte,
In unartikuliertem heiterm Brummen
Durchschwirren selig sie des Abends Schein.

So schwärmt aus diesen Blättern in die Lüfte
Ein Volk von Liedern, Späßen, grad und krummen —
Geistreichen Freude, den Philistern Pein.

Die Zeitschrift bezweckte den Genuß des Augenblicks. Auf häufigen Ausflügen in die schöne Umgebung Bonns waren dann die Stoffe, die man zur Verarbeitung ausgewählt hatte, der Gegenstand der anregenden Unterhaltung. Der erste Jahrgang des Maikäfers war auf dunkelgrünem Papier geschrieben; da es später schwer war, immer neue Stellungen des Maikäfers zu ersinnen, so begann man im zweiten Jahrgang als Titelvignette Bilder zu den einzelnen Beiträgen zu liefern. Jeder Mitarbeiter durfte das Blatt für einen Tag behalten und mußte seinen Beitrag während dieser kurzen Zeit einschreiben, ohne die Arbeiten der andern vorher zu lesen. Es war ein fröhlicher Dichtertraum, wie er sonniger und frischer nicht zu denken war.

Die ersten Mitglieder waren zunächst der talentvolle Alexander Kaufmann, ein Bonner Kind, der sich durch Formvollendung in seinen zahlreichen Beiträgen auszeichnete.

Der spätere fürstlich Löwensteinische Archivrat in Wertheim am Main Alexander Kaufmann, geb. 14. Mai 1817 in Bonn, gest. in Wertheim 1. Mai 1893, studierte in Bonn die Rechtswissenschaften, wurde durch Simrock auf altdeutsche Litteratur geführt und durch den Maikäferbund insbesondre zur poetischen Thätigkeit angeregt. In Berlin verkehrte er viel mit den Brüdern Grimm, Tieck, Humboldt, Gruppe,

Eichendorff u. a. Im Jahre 1857 vermählte er sich mit Mathilde Binder aus Nürnberg, die unter dem Dichternamen Amara George ihre schon im jugendlichen Alter von siebzehn Jahren verfaßten „Blüten der Nacht" (Leipzig, 1856) herausgegeben hatte. Nach ihrer Verheiratung trat sie 1858 zur katholischen Kirche über. Alexander Kaufmann hat in der Einleitung zu seinen „Gedichten" (Düsseldorf, 1851) seine Dichtung selbst in heiterer Weise gezeichnet. Im Jahre 1853 erschienen die „Mainsagen," 1872 „Unter den Reben." Sein historisches Werk: „Caesarius von Heisterbach" hat ihn auch als vorzüglichen Geschichts- und Kulturforscher bekannt gemacht. Seine Muse ist vorwiegend keck, lebenslustig; nichtsdestoweniger fehlen ihm nicht die tiefern Akkorde der sanften Wehmut und innigen Gemütlichkeit, wie dies sein Lied „Der Freund" beweist. Seine Gedichte: Einladung, Mainacht, Verrat, Der Vandalen Auszug, Die Mönche von Johannisberg gehören zu den besten und stimmungsvollsten Perlen der deutschen Litteratur. (Vgl. „Alexander Kaufmann." Nachruf von Hermann Hüffer. Nr. 398 der Kölnischen Zeitung vom 14. Mai 1893.) Johanna Kinkel sagt über ihn: „Seine reiche Phantasie ergoß Lieder wie ein Blütenregen im Lenz."

Das größte Original und dabei der gutmütigste Mensch in dem Kreise der Maikäfer war Arnold Schlönbach. Er trug gewöhnlich einen Frack und ein Barett, was ihn zu einer sehr drolligen Erscheinung machte. Seine exzentrischen Pläne und Einfälle gaben der lustigen Gesellschaft oft Stoff zur Heiterkeit. So gab er einst feierlich seinen Abschied, weil er den Beruf in sich fühlte, zur Bühne zu gehen und die Rollen von Tyrannen und Volksbedrückern zu spielen. Er

reiste in Wirklichkeit von Bonn ab, kehrte aber unter dem homerischen Gelächter seiner Freunde bald wieder zurück. Karl Arnold Schlönbach, geboren 31. August 1807 auf einem Hüttenwerke bei Wissen an der Sieg, war von 1841 bis 1842 als Studiosus der Landwirtschaft, später als Domänenamtssekretär zu Mülheim am Rhein angestellt, wo er Kinkel kennen lernte und in den Dichterkreis des Maikäferbundes eingeführt wurde. Dies entschied seinen Hang nach poetischer Entwicklung und freisinniger Weltanschauung, sodaß er bald den Staatsdienst aufgab. Nach manchen Kreuz- und Querzügen (Bromberg, Königsberg, Leipzig, Oldenburg) kam er nach Koburg, wo er die Tochter der berühmten Sophie Schröder-Devrient heiratete; er starb in Koburg am 17. September 1866. Er ist der Verfasser der Dichtungen: Aus der Blumenwelt (1852), Die Hohenstaufen, Epos in sechs Gesängen (1859), Ulrich von Hutten (1862), Was sich der Wein erzählt (1862). Die einzelnen Geschichten sind vortrefflich ausgeführt und zeugen von der großen Phantasie, Gestaltungsgabe und dem Humor des Dichters. Garibaldilieder (1862), Der Stedinger Freiheitskampf (1864), Menschen und Parteien (1864), Geschichte, Gegenwart, Gemüt (1847), Das deutsche Bauernbuch (1848), Dramatische Werke (1852), Originale (1853), Der letzte König von Thüringen (1854), Novellen und Erzählungen (1855), Weltseele (1854), Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schillerepoche (1856), Aus Vergangenheit und Gegenwart (1856).

Das dritte Mitglied im Maikäferbunde war Sebastian Longard, dessen Lieder den Reiz eines belebenden Naturgefühls tragen und vielfach an Heine erinnern. Sebastian Longard ist geboren am 15. No-

vember 1812 zu Koblenz; er studierte von 1837 bis 1840 in Bonn die Rechte. Von 1846 bis 1850 wirkte er als Advokatanwalt bei dem damaligen Appellationsgerichtshof zu Köln. Seit 1863 war er Rat bei dem Landgericht zu Aachen, hier starb er im Jahre 1892. Er ist der Verfasser der Schriften: Altrheinische Märlein und Liedlein (1843), Lieder und Balladen (1888).

Dem Maikäferbunde traten ferner Leo Hasse und Andreas Simons bei. Während von Hasse keine nennenswerten Beiträge vorliegen, so hat sich Simons durch die Vollendung eines wertvollen Werkes über die „Schwarzrheindorfer Kirche bei Bonn" ausgezeichnet (1846). Simons studierte 1842 zu Bonn zuerst Jurisprudenz und Philologie, 1843 bis 1845 Kunstgeschichte, wandte sich dann dem Studium der Architektur zu, führte 1850 bis 1854 den Bau der Michaelkirche zu Berlin aus, 1854 bis 1858 den Bau der Bank in Braunschweig nach eignem Entwurf, wurde 1861 Professor der Baukunst am Städelschen Institut zu Frankfurt a. M., 1869 an der Technischen Hochschule zu Darmstadt und lebt seit 1895 im Ruhestande in Bonn. Andreas Simons war langjähriger Pflegesohn der Mockelschen Familie in Bonn.

Der Maikäferbund blieb mittlerweile ein lustiger, von echt rheinischem Humor durchwürzter Kreis. Zeitgenossen berichten, daß Kinkel manchmal sogar über die Stränge schlug. In Mondorf an der Sieg besaß die Familie Alexander Kaufmanns ein Gut, das von den „Maikäfern" zur Sommerzeit oft heimgesucht wurde. Bei einem solchen Ausflug nahm Kinkel ein altes Nachtwächterhorn mit, und als die Gesellschaft gegen Mitternacht in Bonn anlangte, ließ er aus dem

Horn die Töne des Nachtwächters erschallen, sodaß die schon in den Betten liegenden Bewohner ängstlich an die Fenster eilten, um zu sehen, wo es brenne. Kinkel aber verbarg das Horn sorgsam unter seinem Rock, sodaß niemand in dem unter ernsten Gesprächen dahinschreitenden Universitätslehrer den mutwilligen Hornisten vermutete.

Zu derselben Zeit gingen in Bonn die wunderlichsten Gerüchte über Kinkels Verhältnis zu Johanna. Das Presbyterium zu Köln sandte den Pastor Engels nach Bonn, um Kinkel wegen der Reinheit der Lehre, der Amtstreue und seines sittlichen Wandels zu einer Erklärung zu veranlassen. Das Presbyterium nahm Anstoß unter anderm daran, daß Kinkel mit Frau Mathieux im „Hirzekümpchen," einem Kaffeelokal Bonns, gemeinsam Kaffee getrunken habe; auch könne es die Heirat mit einer Katholikin, die von ihrem Manne geschieden sei, bei einem Geistlichen nicht billigen. Kinkel hat dem Herrn Pastor in jener Vermahnung gründlich gedient und den Diener am Worte des Herrn auf die Augsburger Konfession und den Heidelberger Katechismus verwiesen, die diesen Fall ausdrücklich vorgesehen haben. Im übrigen bestritt er der Aufsichtsbehörde mit klaren und deutlichen Worten das Recht, sich um sein Verhältnis zu Johanna zu kümmern, „selbst wenn es sich so verhielte, wie man vermute." Sechs Tage darauf wurde Kinkel als Hilfsprediger der evangelischen Gemeinde zu Köln abgesetzt.

Am 29. Juni 1841 sollte das erste Stiftungsfest des Bundes gefeiert werden. Seit ihn infolge seiner amtlichen Disziplinierung selbst seine Freunde flohen und seine Gegner mit bitterm Hasse verfolgten, waren

auch zwei Mitglieder dem Bunde untreu geworden, Leo Hasse, dem Kinkel das herrliche Lied: „Der Welt Trotz" nachsang, und Alexander Kaufmann, dem eins seiner vorzüglichsten Gedichte: „Einem Verlornen" gilt. Statt der Ausgeschiednen traten zwei neue Mitglieder ein, Karl Fresenius und Jakob Burckhardt. Außerdem war Willibald Beyschlag schon vorher eingetreten. Geboren am 5. September 1823 in Frankfurt a. M., studierte er in Bonn 1840 bis 1842 und 1843 bis 1844 Theologie und ist zur Zeit Professor der Theologie an der Universität Halle. Außer einer großen Zahl hervorragender theologischer Schriften veröffentlichte er „Godofred" 1888 und „Blütenstrauß vom Lebenswege" 1893. Er ist auch der Verfasser des interessanten Werkes: Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngern Jahre. 2. Auflage, Halle, 1896, das indes viel einseitiges Material für die Beurteilung Kinkels und seiner Zeit bietet. Zwischen diesen beiden, dem sechsundzwanzigjährigen Privatdozenten und dem achtzehnjährigen Studenten entstand bald nach ihrer Bekanntschaft eine innige Freundschaft. Beyschlag sagt selbst, daß im Sonnenschein eines solchen Freundesverkehrs sein jugendlicher Geist die schönsten Blüten getrieben habe, deren er zur Zeit fähig war (S. 117 a. a. O.). Das Ehepaar Kinkel wußte nach Beyschlag das Leben poetisch zu verschönen und mit einem Schimmer des edelsten geistigen Genusses zu verklären. Die schönsten Feierstunden seines Lebens (S. 121) sind im Frühjahr 1842 die Buchtfahrten auf dem Rheine, wo bei Maiwein und Gesang so manche poetische Stunde in vollen Zügen genossen wurde. Vergleiche auch das Gedicht: „Es glänzet zwischen dunkeln Bäumen" (S. 122). Beyschlags bester Freund war

um diese Zeit Karl Fresenius, der gleichfalls dem Maikäferbunde beigetreten war.

Leider ist die innige Freundschaft zwischen Beyschlag und Kinkel im Laufe der Zeit vielfach getrübt worden. Wenn sich Beyschlag hierüber gelegentlich äußert, so muß man hierin seine Offenheit rückhaltlos anerkennen. Die Weltanschauung der beiden Freunde war zu sehr von einander verschieden, als daß auf die Dauer eine Harmonie der Geister hätte bestehn können. So schätzenswert daher die gelegentlichen Mitteilungen über Kinkel und den Maikäferbund sind, so berührt es geradezu peinlich und erscheint es zum mindesten unverständlich, wenn Beyschlag, eine überwiegend kritische Natur, (S. 355) folgendes schreibt: „So sollte ich zur Steuer der historischen Wahrheit und zur Aufklärung der Rheinprovinz (sic!) über einen nach großen Hoffnungen verloren gegangnen Sohn einen Aufsatz über Kinkels Entwicklungsgang schreiben. Das Thema war zeitgemäß, da Kinkels Irrgang und Schicksal weite Kreise bewegte und seine Person durch einen unreifen und radikalen Biographen Namens Strodtmann soeben in ein ganz falsches Verherrlichungslicht gerückt worden war. Und es konnte mich, der ich dem Kinkelschen Ehepaare so nahe gestanden, allerdings reizen, das psychologische Problem einer Individualität zu lösen, deren Innerstes nach meinem Verständnis weder wissenschaftlicher Trieb noch poetische Begabung, sondern praktische Energie war, und die infolgedessen nach dem Verlorengehn der demütigen christlichen Lebensziele auf den Weg der politischen Großmannssucht hatte geraten müssen. Andrerseits widerstrebte es mir, eine solche psychologische Analyse an dem noch Lebenden, dem ich so nahegestanden, öffentlich vor-

zunehmen; erst als mein Bruder meine Bedenken bekämpfte und mich wie zu einer Pflichterfüllung antrieb, gab ich mich an die Arbeit und schrieb zu zwei Drittel hin; aber ich war nicht böse, als hernach die Übernahme neuer Berufsaufgaben die Vollendung und Veröffentlichung hintanhielt."

Wir sind dem Herrn Professor auch nicht böse und freuen uns mit ihm, daß er diese Arbeit nur zu zwei Drittel vollendet hat. Zu einer objektiven litterarischen und künstlerischen Würdigung des Dichters scheint er nach dem Vorhergesagten am allerwenigsten berufen zu sein; freuen wir uns, daß er als Diener am Worte Gottes die „demütigen christlichen Lebensziele" nicht verloren hat und auf keinen falschen Weg geraten ist. Wenn er Strodtmann einen „unreifen" Biographen nennt, so mag man darin dem Herrn Professor nicht Unrecht geben, da Strodtmann bei Niederschrift der Biographie erst einundzwanzig Jahre alt war. Aber hat denn der Herr Professor nicht die Biographie des hoffentlich vor seinen Augen „reifen" Biographen Otto Henne am Rhyn zu Zürich gelesen? (Vergleiche auch Schorn, Lebenserinnerungen II, Seite 52 und 53.) Die Rheinprovinz brauchte im übrigen zur „Steuer der historischen Wahrheit" und zu ihrer eignen Aufklärung auf Herrn Beyschlag nicht zu warten. Sie hat sich selbst aufgeklärt. Doch genug hiervon! Immerhin können wir es dem Urteile der Nachwelt getrost überlassen, über die „poetische Begabung" Kinkels weiter zu entscheiden. Jedenfalls wird der „Blütenstrauß vom Lebenswege" längst verwelkt sein, wenn „Otto der Schütz" in unvergänglicher neuer Kraft die Herzen der Deutschen weiter erobern wird. Daran wird auch der Umstand nichts ändern, daß

nach der Meinung des Herrn Professors dem Dichter „die demütigen christlichen Lebensziele verloren gegangen sind.“ Wir verweisen auch auf einen hoffentlich „reifen“ Biographen, den Litterarhistoriker Hermann Kurz, Band IV, Seite 213. Im übrigen werden wir am Schlusse unsrer Abhandlung auf ein wesentlich richtigeres Urteil über Kinkel zurückkommen, das ein berufnerer Kenner und Kritiker, Wolfgang Müller von Königswinter, über seinen Freund gefällt hat.

Von Interesse für die Beurteilung Kinkels und seiner damaligen theologischen Freunde sind auch einige uns vorliegende Briefe aus der Jugendzeit. In einem Briefe an einen Studienfreund (?), Pastor in Elberfeld, dessen Namen wir mit Rücksicht auf seine Familie nicht hier nennen möchten, sagt Kinkel (10. April 1842): „In der Litteratur ist Schweigen die Parole. Die Lyrik ist seit den sechs politischen Dichtern kaput. Kein Schade. Das Drama wird nun an die Reihe kommen und lebhafter alle Stände, Loge wie Galerie, fassen, als es die aristokratische Romantik thun konnte.“ Und in dem Briefe vom 7. August 1841: „Sie mögen mich behandeln, wie sie wollen, ein ehrlicher Junge hoffe ich zu bleiben heut und immerdar, und denen treu, die nicht zuerst von mir abfallen.“ Am 18. März 1842: „Im Namen des Gottes, der über dir und mir und über allen Gestaltungen der Menschheit ist. . . . Heute empfange ich seit einem vollen Jahre den ersten persönlichen Beweis, daß die protestantische Kirche ihren Prinzipien nicht völlig untreu geworden ist; denn ich ahne eine Versöhnung mit einer Gemeinschaft, die mich so lange ausgestoßen hatte. In Demut habe ich des Rufs gewartet, nun ist er da; wohl fühle ich

gerade jetzt meine Unwürdigkeit, doch ich denke an den Gral und an Immermanns großes Wort:

Des Menschen That, die einzig kenntliche
Ist: fühlen sich im Stande der Erwählten!"

In dem Briefe vom 25. Mai 1843 aus Schloß Poppelsdorf (Himmelfahrt 1843) zeigt er seinem Freunde seine am 22. Mai mit Frau Johanna Mockel geschlossene Ehe an: „Wir wünschen sehr, daß du bei einem Besuche in Bonn dich von unserm Glücke persönlich überzeugst — einem Glücke, wie mein Leben bis jetzt kein ähnliches erfahren hat. Möge dir Kraft und trotziger Mannesmut bleiben, auch wenn dumpfe Atmosphäre der Geistlosigkeit und kaufmännischen Weltsinns dich umgiebt."

Es ist dies derselbe Pastor und christliche Amtsbruder, der (nach dem Biographen Kinkels, Henne am Rhyn, S. 56) Kinkel im Kerker zu Rastatt zu bekehren suchte, von ihm sogar Trennung seiner Ehe verlangte und nach dem Fehlschlagen seiner Versuche den General von der Gröben gegen den Gefangnen bearbeitete. Gott bewahre mich vor meinen Freunden! Sind das die „demütigen christlichen Lebensziele," von denen Beyschlag spricht? Diesem unbegreiflichen Verhalten seiner frühern Amtsbrüder stellen wir das uns vorliegende Schreiben des Königlichen Konsistoriums zu Koblenz vom 3. August 1846 an die Pfarrer der Synode gegenüber, das folgendermaßen lautet: „Ew. Hochwürden veranlassen wir, den Pfarrern Ihrer Synode bekannt zu machen, daß wir den Kandidaten des Predigtamts, Dr. Gottfried Kinkel in Bonn, nachdem derselbe zum Professor extraordinarius in der philosophischen Fakultät zu Bonn ernannt worden ist, die erbetne Entlassung aus dem Kandidatenstande

unter Anerkennung seiner frühern wissenschaftlichen und praktischen erfreulichen Leistungen auf dem theologischen Gebiete gewährt haben."

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zum Maikäferbund und seinen Mitgliedern zurück. Und da ist vor allen Karl Fresenius, der nachmalige Chemiker und Naturforscher, zu nennen. Karl Fresenius wurde am 26. Dezember 1818 zu Frankfurt a. M. geboren. Er studierte in Bonn von 1841 ab Chemie und Naturwissenschaften und wurde 1845 ordentlicher Professor der Chemie, Physik und Technologie am landwirtschaftlichen Institut zu Wiesbaden; als Schriftsteller ist er lediglich in seinem Berufe aufgetreten. Sein Name ist über die Grenzen unsers Vaterlandes weit hinaus bekannt geworden.

Ferner trat dem Bunde bei Jakob Burckhardt, geboren 25. Mai 1818 zu Basel. Er studierte 1841 in Bonn Theologie und Geschichte, wurde Professor der Kultur- und Kunstgeschichte zu Basel und ist der Verfasser verschiedner hervorragender Werke, die außer einer lichtvollen und geistreichen Darstellungsweise eine ungewöhnliche Litteratur- und Quellenkenntnis verraten. In dem ebenso gründlichen wie künstlerisch ausgeführten Werke: „Die Zeit Konstantins des Großen" (Basel, 1853) schildert er den Übergang aus dem Altertum zum Mittelalter, wie er in dem epochemachenden Werke: „Die Kultur der Renaissance in Italien" (Basel, 1860) ein geist- und inhaltsreiches Gemälde des Übergangs vom Mittelalter zur neuen Zeit giebt.

Seit 1893 hatte Burckhardt seine Vorlesungen an der Basler Hochschule eingestellt; die fünf Jahre, die ihm noch vergönnt waren — er starb im Jahre 1897 —, hat er dazu benutzt, auch über den Tod

hinaus der großen Gemeinde nahe und gegenwärtig zu bleiben, die in ihm seit Jahrzehnten einen ihrer vornehmsten Lehrer sah. Aus der Fülle der Anschauung und Erinnerung hat er in seinem letzten Werke: Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien (Das Altarbild. Das Porträt in der Malerei. Die Sammler) IV (Basel, 1898) mit reicher und sicherer Hand Schätze auf Schätze hergegeben. Er war von je ein Meister des Stils, aber das Alter hat ihm noch eine ganz besondre Schönheit des Ausdrucks verliehen, sodaß das ganze Buch als ein verklärter Hymnus auf die Kunst erscheint, die es feiert. In der Zeit des Maikäferbundes schrieb er seinen Aufsatz: „Die vorgotischen Kirchen am Niederrhein," der den feinfühligen und geistvollen Kunstkritiker schon in seiner Jugend verrät. Zu dem Jahrgang 1841 des „Maikäfer" hatte er sechzehn Nummern Lyrik beigesteuert; später blieb er korrespondierendes Mitglied. Als solches lieferte er dem Maikäfer das Liederspiel: Die Teufelsmauer und die Fortsetzung eines Romans vom Kandidaten Schnipselius. Aus dem Nachlaß Burckhardts gab Jakob Oeri heraus: „Griechische Kulturgeschichte," Band 1 u. 2. Berlin und Stuttgart, 1898, W. Spemann. Vgl. auch H. Trog: Jakob Burckhardt. Eine biographische Skizze. Basel, 1898. R. Reich. E. Gothein in den Preußischen Jahrbüchern, Band 90, S. 1—33. C. Neumann in der Deutschen Rundschau, Band 94, S. 374—400. Die Schöpfungen Jakob Burckhardts auf dem Gebiete der Kunstgeschichte sind derartig epochemachend, daß er wohl mit Recht als das bedeutendste Mitglied des Maikäferbundes bezeichnet werden darf. Vgl. Grenzboten II 1899, Heft 15: Über Jakob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte.

Bei Gelegenheit des ersten Stiftungsfestes des Maikäferbundes wurde zunächst der gefeierte Dichter des Rheinliedes, Nikolaus Becker, zum Ehrenmitglied ernannt. Als Ehrengäste waren Herr und Frau von Binzer[1]) aus Köln und auch Arnold Schlönbach eingetroffen. Die männlichen Mitglieder versammelten sich um zehn Uhr in Kinkels Wohnung und zogen darauf vom Poppelsdorfer Schloß in die mit Blumen und Guirlanden bekränzte Wohnung der Königin Johanna in der Josephstraße. Dort waren die Damen Fräulein Auguste Heinrich,[2]) Mala Thormann,[3]) Mathilde Heuberger,[4]) Anna Goldfuß[5]) und Linda Bernd[6]) schon als Gäste versammelt. Hier eröffnete

---

[1]) August Daniel Binzer ist der Dichter des Burschenschaftsliedes: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus" und des Liedes: „Stoßt an, Jena soll leben."

[2]) Lebte längere Zeit als Lehrerin in London, wohnt zur Zeit in Bonn.

[3]) Ist schon im zwanzigsten Lebensjahre zu Bonn gestorben.

[4]) Sie war die Tochter des Landrats Heuberger zu St. Goar, der mit Freiligrath und Geibel befreundet war.

[5]) Tochter des bekannten Zoologen Professor Goldfuß, Schülerin von Johanna Kinkel; die Eltern wohnten mit Kinkels im Poppelsdorfer Schloß. Anna heiratete später Herrn de Weerth zu Elberfeld, wo sie noch als Witwe lebt.

[6]) Lebt noch in Bonn. Sie schreibt an den Verfasser 4. November 1898: Es war uns Gästen immer ein beklemmendes Gefühl, über den Wert der Arbeiten ein Urteil abzugeben, wo bedeutende Männer wie Simrock, Kinkel und aufstrebende Talente dazu beitrugen. Ich selbst hatte öfters die Aufgabe, zu irgend einer Dichtung die Aquarellvignette zu liefern; auch Frau Johanna lieferte drastische und oft urkomische Bildchen zu heitern Erzählungen.

Kinkel das Fest mit einer geistvollen Rede über die Tendenz, die Geschichte und den gegenwärtigen Bestand des Vereins und die Leistungen seiner Mitglieder. Dann erfolgte die Verlosung der Reihenfolge, in der die Preisaufgaben über Otto den Schützen — das diesmalige Thema — zur Vorlesung kommen sollten. Man sang das von Alexander Kaufmann gedichtete und von Johanna in Musik gesetzte Maikäfer-Nationallied.

Maikäfer flieg!

Maikäferlein wollt freien gehn,
  Maikäfer flieg!
Goldkäfer sprach: So sei doch klug!
Bist ja noch lang nicht schmuck genug,
  Maikäfer flieg!

Wie sollt ich denn noch schmucker sein?
  Maikäfer flieg!
Ei wie man nur so fragen kann!
Schaff dir erst goldne Flügel an,
  Maikäfer flieg!

Maikäferlein wollt freien gehn,
Hirschkäfer sprach: So sei doch klug,
Bist ja noch lang nicht schmuck genug.

Wie sollt ich denn noch schmucker sein?
So schaff dir erst ein Prachtgeweih,
Als ob dein Vater König sei.

Maikäferlein wollt freien gehn,
Mistkäfer sprach: So sei doch klug,
Bist ja noch lang nicht schmuck genug.

Wie sollt ich denn noch schmucker sein?
Paß auf und höre meinen Spruch:
Schaff erst dir guten Wohlgeruch.

Maikäferlein flog weit und breit,
Wo kauft man goldne Flügelein
Und Hirschgeweih und Düfte fein?

Maikäferlein flog lang umher
Und ward ein alt Maikäferlein
Und blieb doch, wie Maikäfer sein.

Maikäfer ward betrübet sehr
Und sprach: Ich arm Maikäferlein,
Jetzt bin ich alt und kriege kein!

Und was man lernt aus der Geschicht?
Maikäfer flieg!
Wer alt ist, kriegt kein Weiblein mehr,
Drum hör, bedenk dich nicht zu sehr,
Maikäfer flieg!

Am Nachmittage las Johanna das von ihr verfaßte Liederspiel „Otto der Schütz“ in einem Aufzuge vor. Dann las Kinkel sein unsterbliches Epos „Otto der Schütz“ vor, das ihn als einen der ersten und besten Epiker der deutschen Litteratur bekannt gemacht hat. Nach der Mitteilung der Zeitgenossen (vgl. Strodtmann, S. 258) fühlten die stumm an den Lippen des Vorlesers hängenden Zuhörer, „daß seit dem Mittelalter die deutsche Litteratur nicht eine erzählende Dichtung besäße, die sich an Lieblichkeit und Frische mit diesem Epos messen dürfte, das Kinkel im Rausch seiner neuen Liebe in kurzer Zeit vollendet hatte. Die reinste und bezauberndste Sinnlichkeit der Natur, an der es unsrer Poesie so sehr gefehlt hat, lachte aus jedem Verse hervor, und die Verherrlichung einer edeln Minne verbreitete ihren rosigen Schein über die lauschenden Jünglinge und Jungfrauen.“ Dann folgte ein Romanzenkranz von Schlönbach und ein humoristischer Cyklus von zwölf Orgelliedern: „Das Schützenlied. In zwölf Volkstönen, gar lustig zu lesen und zu hören.“ Nicht enden wollender Beifallsturm brach gegen Ende der Vorlesung aus, und

bescheiden beugte der Dichter sein Knie vor der Königin, die ihm den Lorbeerkranz um die Stirn legte. Die Eindrücke des vergangnen Tages gipfelten bei dem Dichter in dem Gedanken an seine und des Maikäferbundes Königin.

Die Maikäferzeitung brachte im Herbst desselben Jahres die Beschreibung einer Reise nach Nürnberg, die Kinkel mit seinem Freunde Fresenius gemeinsam unternommen hatte. Im Verkehr mit den Mitgliedern des Bundes fand Kinkel reichen Ersatz und Trost für das Unrecht, das ihm die Welt wegen seines Verhältnisses zu Johanna zufügte. In seinem Kreise verkehrte auch der geistreiche Dichter des Scipio Cicala, Universitätskurator Joseph von Rehfues (geb. 1779 zu Tübingen, gest. 1843 zu Bonn).

Als neue Mitglieder traten im Jahre 1842 hinzu Hermann Behn=Eschenburg,[1] Wilhelm Seibt,[2] Albrecht Schöler[3] und A. Wolters,[4] von denen nur Schöler ein dichterisches Talent hatte.

Ein weiteres poetisches Fest feierte darauf der Bund durch eine Aufführung der Goetheschen Iphigenie, mit deren Vorbereitung die Genossen lange

---

[1]) Nachmals Professor in Zürich.

[2]) Lebt als emeritierter Lehrer zu Frankfurt a. M.

[3]) Schöler, geb. 11. Februar 1819 zu Winningen an der Mosel, studierte von 1841 bis 1844 zu Bonn Theologie, wurde später Pfarrer zu Andernach, wo er am 5. Januar 1863 starb. Er ist der Verfasser der „Geschichte des Hunsrücker Chronisten" (1860 bis 1863). Er schrieb 1846 für den Maikäfer: „Das Mosel=Märchen," das nicht ohne Geist und Geschmack ist.

[4]) Albert Wolters, nachmaliger Pfarrer zu Bonn, später Professor zu Halle.

Zeit beschäftigt waren. Ein auserwählter Kreis von Professoren, Bonner Familien mit ihren Damen füllte das eine Zimmer der Direktrix in der Wohnung zu Poppelsdorf, das andre mit seiner Flügelthür war die griechisch-einfache Bühne. Johanna spielte die Iphigenie, Andreas Simons den König, Schöler den Arkas, Kinkel den Orestes und Beyschlag den Pylades. Der letztere sagt von dieser Aufführung (S. 129): „Als wir nun so im griechisch-skythischen Kostüm, Kinkel und ich im Chiton und farbigen Überwurf, mit silbernen Stirnbändern in den gleichgescheitelten dunkeln Locken, im Glanz der Lichter standen, ward uns die Dichtung zur Wahrheit, und wir machten unsre Sache so gut, als man von uns erwarten konnte. Die Darstellung erntete reichen Beifall und mußte an einem folgenden Tage noch einmal wiederholt werden; daran schloß sich ein übermütig fröhlicher Abend."

Um die Fastnachtszeit wurde darauf im Poppelsdorfer Schlosse der Goethische Bürgergeneral aufgeführt und der Aufführung ein aus der spanischen Tagesgeschichte geschöpftes Fastnachtsspiel hinzugefügt. Hierbei machte namentlich die junge bildschöne Tochter eines Bonner Professors, Anna . . . ., als junge Bäuerin im roten Mieder, weißen Häubchen und kurzen Kleide und wiederum als spanische Majestät im Purpurmantel, eine Krone auf dem aufgelösten reichen goldblonden Haar, dem jungen Willibald Beyschlag das Herz schwer (S. 189). Vgl. auch S. 198 ff., wo Anna die Kränze und Guirlanden aus dem Walde bei der „Rosenburg" für das Stiftungsfest 1844 geholt und damit die Festräume geschmückt hatte. Um zehn Uhr morgens begann die Vorlesung. Fünf Arbeiten waren da. Zuerst las Beyschlag sein „Frühröschen,"

dann Wolters, dann Ackermann. (Vgl. Beyschlag, Blütenstrauß.) Der erste ein Märchen „Halloh und Hallih,“ der andre „Die letzten Romantiker und die letzten Abergläubischen.“ Kinkel las nachmittags nach dem Festessen „Im Heideweg“ zu Endenich seinen „Grobschmied von Antwerpen,“ dann Johanna noch einen kleinen Schwank. Bei der Preisverteilung erhielt Kinkel den ersten, Beyschlag den zweiten, Wolters den dritten Preis. Hinterher wurde verraten, daß auch Wolters eine Stimme für den ersten Preis gehabt habe, und zwar die von Karl Simrock, der zum erstenmale in diesem Kreise erschienen war. Auch Beyschlag erhielt eine Stimme von der Angebeteten seines Herzens, der schönen Anna, der er als Nachbar bei Tische einen Kranz mit weißen Rosen aufsetzte; sie sah bezaubernd aus, wie die Königin des Festes, aber unbewußt (S. 201). Den Namen der schönen Anna verschweigt des Sängers und jetzigen Professors Höflichkeit wohlweislich. Was ist aus Anna geworden? Vielleicht verrät es uns ihr damaliger Jugendfreund, wenn er seine „hintangehaltne bis zu zwei Drittel vollendete Arbeit über Kinkel“ der Öffentlichkeit übergiebt.

Vom Jahre 1843 bis 1845 wohnte das Kinkelsche Ehepaar im Schlosse Clemensruhe zu Poppelsdorf. Über die Feier des Stiftungsfestes spricht sich Johanna in ihren Erinnerungen folgendermaßen aus: „Im Schlosse Clemensruhe bei Bonn, wo wir während unsrer Ehejahre wohnten, wurden diesem Feste zu Ehren zwei Zimmer reich mit Blumen geschmückt, deren eins die freie Aussicht über den Schloßgarten nach dem fernen Siebengebirge gewährte. Der ätherblaue Hintergrund hob sich reizvoll gegen die dunkel-

grünen Laubgewinde ab, die in Form eines gotischen Bogens die Thüröffnung bekleideten. Im Halbkreis saßen Männer und Frauen, die sinnenden Häupter mit Kränzen von Epheu und Rosen geschmückt, und bildeten das Gericht über die jüngsten Werke des heitern Bundes, die hier zum erstenmal zum Vortrag kommen sollten. Dies Fest war von einem wahrhaft griechischen Hauche verklärt. . . . Hier saß Karl Simrock, der Mann, der mit nie ermüdender Kraft den Hort uralter Schätze deutschen Heldensanges noch einmal aus den Fluten deutscher Vergangenheit förderte. Vor seinem ernsten Auge, vor den schweigsamen Lippen zitterte jeder junge Dichter. Und spät abends, wenn der Wettstreit beendet war, wie verwandelten sich die strengen Züge unter dem Kranz dunkelroter Rosen, wenn der Becher kreiste und die Scherze sprühten! So muß Anakreon um sich geschaut haben, alles zur wonnigsten Heiterkeit mit sich fortreißend. Hier entzückte uns Emanuel Geibel durch sein wundervolles Talent des Improvisierens, das an Glanz der Bilder, an Schönheit der Verse kaum seinen gefeiltern Liedern etwas nachgab."

Johanna lieferte im Jahre 1843 für den Maikäfer das Stück: Der letzte Salzbock, politisches Drama in fünf Aufzügen, eine Satire, deren Held als Missionar in China wirkt; Kinkel schrieb für das Blatt „Friedrich Rotbart in Suza," oder „Vasallentreue," ein schon im Juli 1841 geschriebnes Lieder- und Lustspiel in drei Aufzügen. Jakob Burckhardt sagt darüber in seinem Briefe an Kinkel vom 3. März 1843: „Der letzte Salzbock hat mächtig gewirkt, und ich will Hans heißen, wenn so etwas anonym auf dem Bonner Theater vorgebracht nicht besser amüsierte, als alle

französischen Konversationsstücke.“ Und in dem Briefe vom 15. März 1843: „Ihr »Friedrich in Suza« müßte sich auf dem Theater sehr gut ausnehmen. Es geht die Sage, Sie hätten ihn binnen vierundzwanzig Stunden geschrieben, was ich nicht fasse.“

Auch das Jahr 1844 wurde für den Maikäferbund fruchtbringend. Dem engern Anschluß an den Bonner poetischen Kreis und dem Verkehr mit den rheinischen Dichtern verdanken wir die schönsten Dichtungen der rheinischen Poeten. Schon früher gehörte dem Kreise an der talentvolle Laurentius Lersch (geb. 16. Juni 1811 zu Aachen; er studierte in Bonn 1829 Philologie und von 1836 ab Jurisprudenz und starb dort den 12. Mai 1849). Er ist der Begründer des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, der Verfasser der Dichtungen: Religiöse Gedichte (1832 bis 1834) und Der gute Gerhard von Köln (1845).

Jetzt wurde auch Ferdinand Freiligrath, der im Sommer 1844 auf seiner Reise nach Belgien einige Zeit in Bonn verweilte, ein Freund des Bundes. In der „Krone“ zu Aßmannshausen, wo jetzt sein Denkmal den Rhein und seine Berge begrüßt, hatte Freiligrath gerade sein „Glaubensbekenntnis“ vollendet und wollte von seinen Freunden — vielleicht für immer — Abschied nehmen. In Bonn legte er die kühnen Gedichte, die von glühender Sehnsucht nach Freiheit und Völkerglück durchweht waren, dem Kreise der Freunde vor, von denen die meisten von einem gewissen frommen Schauder ergriffen wurden. Nur Kinkel verstand den Seelenschwung des kühnen Freiheitssängers und zog, als er an den Ufern des Rheins entlang mit ihm wandelte, den Freund fest und glühend an sein Herz.

Die Erfolge, die Kinkel mit der Zeit durch seine aka-

demische Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunstgeschichte errungen hatte, brachten auch manchen frühern Freund dem Kreise des Maikäferbundes wieder näher. Der „verlorne“ Rosenkäfer Alexander Kaufmann trat wieder in den Bund als treues Mitglied ein. Außerdem erwarb der Verein neue Mitglieder in Franz Beyschlag, geb. am 6. August 1826 zu Frankfurt a. M. Er studierte in Bonn Theologie, wurde evangelischer Prediger in Neuwied am Rhein, wo er am 3. Januar 1856 starb. Er ist der Verfasser von „Heideröschen,“ Nachgelassene Gedichte, herausgegeben von seinem Bruder 1862.

Dann in W. Ernst Ackermann, geb. am 14. Oktober 1821 zu Königsberg. Er studierte 1843 in Bonn Theologie, Philosophie und Geschichte. Er verweilte hierauf als Erzieher in einer russischen Familie in Venedig, Florenz, Rom und Neapel, und hier erlag er am 14. Juni 1846 dem Nervenfieber. Johanna sagt von ihm: „Wie ein Meteor schritt in düsterer Glut W. Ernst Ackermann mit seinem lavasprühenden Geist durch unsre Reihen. Zu schrankenlos, um ein Gebild reiner Schönheit zu schaffen, zu krankhaft empfindlich, um das Ungeheure zu erreichen, nach dem sein Wesen hindrängte, tobte er gleichsam dem geistigen Selbstmord entgegen. Bei dem letzten Stiftungsfeste, das wir feierten (1847), stand schon auf der Stätte, wo er vor einem Jahre noch in wildester Jugendentzückung geschwärmt, ein unberührter Pokal, seinen Manen geweiht.“ Nach seinem Tode erschien: Aus dem poetischen Nachlasse, 1848.

Auch Wilhelm Junkmann trat dem Bunde bei. Er ist geboren am 2. Juli 1811 zu Münster; er studierte 1834 in Bonn Philologie. Später besuchte er

von 1845 bis 1847 wieder die Universität Bonn, um dort das Doktorexamen abzulegen. Im Jahre 1855 wurde er zum ordentlichen Professor der Geschichte an die Universität Breslau berufen, wo er am 3. November 1886 starb. Seine Schriften auf litterarischem Gebiete sind: Elegische Gedichte, 1836. Gedichte, 1844.

Gleichzeitig mit Alexander Kaufmann trat nunmehr Karl Simrock, der sich nach der Sitte der Bonner Professoren anfangs etwas vornehm zurückgehalten hatte, als Mitglied dem Bunde bei.

Karl Joseph Simrock, geboren am 18. August 1802 zu Bonn (dort gestorben am 18. Juli 1876), bezog 1818 die Universität seiner Vaterstadt, um die Rechte zu studieren. A. W. Schlegels Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteratur entfachten in dem Geiste des talentvollen Jünglings die Vorliebe für die Litteratur. Seit 1822 in Berlin fand seine Neigung zur altdeutschen Sprache und Litteratur durch Lachmanns Vorlesungen neue Nahrung. Im Jahre 1822 Auskultator und 1826 Referendar beim Kammergericht in Berlin, wurde er 1830 wegen seines Gedichts „Die drei Farben," in dem er die französische Julirevolution mit Begeisterung begrüßt hatte, aus dem Staatsdienste entlassen.[1]) Auf seinem Weingute Menzenberg bei Bonn widmete er sich darauf ausschließlich dem Studium der altdeutschen Sprache und Litteratur und veröffentlichte im Laufe der folgenden Jahre eine Reihe der wertvollsten Arbeiten, teils Übersetzungen, teils freie Bearbeitungen

---

[1]) In diesem Gedichte hieß es:

In drei Tagen ging ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit,
Weht am ersten noch die weiße Fahne,
Netzte sie der zweite rot mit Blut.

altdeutscher Denkmäler. Seine großen Verdienste um die deutsche Litteratur (Nibelungenlied, Amelungenlied) konnten denn auch auf die Länge der Zeit nicht unbeachtet bleiben, und so erfolgte 1850 seine Berufung als Professor der deutschen Sprache und Litteratur an die Universität Bonn, an der er bis zu seinem Tod erfolgreich wirkte. Bei Gelegenheit der Enthüllung des Wolfgang Müller-Denkmals in Königswinter am 29. Juni 1896 wurde von dem Bonner Universitätsprofessor und Geheimen Justizrat Dr. Hermann Hüffer und von dem Verfasser die Ehrung dieses um die deutsche Litteratur so hoch verdienten Mannes durch ein Denkmal in seiner Vaterstadt Bonn angeregt, das in der allernächsten Zeit durch den Denkmalausschuß in Bonn seiner Verwirklichung entgegensieht.

Von den auswärtigen Freunden wohnten dem Maikäferbunde auch Matzerath, Wolfgang Müller und der spätere Mitbegründer der deutschen Schillerstiftung, der geistreiche Schriftsteller Ludwig Braunfels bei (gest. als spanischer Konsul am 26. September 1885 zu Frankfurt a. M.).

Eine dichterisch fein beanlagte Persönlichkeit war Christian Joseph Matzerath. Er wurde als der Sohn eines Notars 1815 in Linnich bei Jülich geboren, studierte in Bonn die Rechte und ging darauf nach Köln zum dortigen Landgericht über. Im Mai 1840 Assessor, 1841 Hilfsarbeiter im Justizministerium wurde er darauf im Kultusministerium beschäftigt; dann trat er in den Verwaltungsdienst über und wurde am 1. Oktober 1847 Justitiarius bei der Regierung zu Aachen. Im Jahre 1856 wurde er Staatsmitglied der Köln-Mindener Eisenbahndirektion zu Köln, wo er in den Kreis seiner Freunde und Gesinnungsgenossen

zurückkehrte. Ein schweres Augenleiden, das ihn fast ganz der Sehkraft beraubte, nötigte ihn, im Jahre 1866 sein Amt aufzugeben. Am 21. März 1876 starb er zu Köln.

Seine Gedichte geben Zeugnis von der großen Begabung für das Lyrische sowohl als für die kleinen epischen Formen, die Ballade, die Romanze und ganz besonders für die Idylle. Noch entschiedner tritt sein Talent in den Dichtungen hervor, in denen er sich selbständiger bewegt, und die nicht weniger durch die poetische Durchdringung des Stoffes, als ihre reiche Sprache bemerkenswert sind.

Im Verein mit Simrock und Freiligrath gab er das „Rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie" in zwei Jahrgängen (Köln, 1840 bis 1841) heraus. Außerdem Gedichte 1838 und Nachgelassene Gedichte 1877. In dem Jahrbuch finden wir u. a. die schönsten Gedichte von Wolfgang Müller von Königswinter, der sich hier noch C. W. Müller nennt (Wilhelm von Holland, Nächtliche Erscheinung zu Speyer, Deutschlands Wächter u. a.), Gedichte von Karl Immermann, Karl Simrock, Gustav Pfarrius, Ferdinand Freiligrath, Nikolaus Delius, Adolf von Marées, Levin Schücking, Nikolaus Becker, Wilhelm Smets, Gottfried Kinkel, Wilhelm Junkmann, J. M. Hutterus und Louise von Bornstedt. Matzerath singt in seinem Liede: Rheinlandschaft:

Die Siebenberge leuchten
Glüh auf im Abendschein,
Goldgrüne Wellen rollet
Der königliche Rhein.
Gefallen Burg und Zelle,
Der Bürger trägt die Wehr,
Wir brauchen keine Ritter
Und keine Mönche mehr!

Außerdem finden wir zum erstenmal hier Karl Simrocks: „Warnung vor dem Rhein.“

Im Jahre 1844 wurde das Stiftungsfest des Maikäferbundes wiederum festlich begangen. Gottfried Kinkel gewann wieder den ersten Preis mit seiner erzählenden Dichtung: Der Grobschmied von Antwerpen. Johanna trug an diesem Tage ein reizendes Märchen aus ihrer humoristischen und satirischen Feder „Das vergessene Wort“ zum Entzücken der Zuhörer vor. In diesem Märchen treten die Mitglieder des Bundes unter ihren Spitznamen auf, so Gottfried als Minister Urmaw(au), Abkürzung statt Urmaikäfer, Beyschlag als Balder, Schöler als Schölerissime, Bergknobold, Askan, Köbi (Jakob Burckhardt), Johanna endlich als Nachtigall. Auch in den folgenden Jahren waren die Mitglieder des Bundes nicht weniger fleißig und schöpferisch thätig; die alljährlich ausgeschriebne „Konkurrenz“ brachte manche sinnige und künstlerische Gabe hervor.

Der siebente Jahrgang des „Maikäfer,“ auf Rosapapier geschrieben (1846), enthält zunächst ein modernes Märchen aus der Feder Balders (Beyschlag), „Das Geheimnis der Faulheit“ von Kinkel, „Bruchstück eines Moselliedes,“ „Die Weinhändler von Trarbach“ von Johanna (die biedern Trarbacher hatten damals schon die Wein= und Liedermache erfunden), Musikalische Orthodoxie, eine Novelle von Johanna, „Margret,“ eine Erzählung von Kinkel, „Überblick über die neuere Malerei in Belgien,“ „Engelbert der Heilige,“ eine biographische Skizze, „Elisabeth von Schönau,“ Mythologische Miscellen, Moselmärchen (letzteres von Albrecht Schöler in Winningen geschrieben), und eine große Anzahl Lieder und Dichtungen von Gottfried,

Johanna, Beyschlag, Simrock („Oronomossan") und andern.

Das Rundschreiben an die auswärtigen Mitglieder vom 5. Januar 1847 (Jahrgang 1847, in dem sich der Maikäfer auflöste) verlangte zur „Konkurrenz" für das nächste Stiftungsfest eine historische Novelle, die anderthalb Stunden zum Vorlesen nicht überschreiten durfte.

Alle diese Arbeiten bekunden, daß die Mitglieder des Maikäferbundes eine fleißige und geistreiche Feder führten, die ihnen und der deutschen Litteraturgeschichte nur zur Ehre gereicht.

Um diese Zeit war auch der „rheinische Poet" Wolfgang Müller von Königswinter dem Kreise der Bonner Dichter näher getreten. Rudolf Mayer-Krämer (vgl. Deutsche Revue 1899, Heft 1, S. 71) nennt ihn in seinem von ihm veröffentlichten „Briefwechsel Jakob Burckhardts mit Gottfried und Johanna Kinkel" Ehrenmitglied des Maikäferbundes.

Wolfgang Müller von Königswinter ist geboren zu Königswinter den 5. März 1816, er starb zu Neuenahr am 29. Juni 1873. Das deutsche Volk hat am 29. Juni 1896 diesem echt deutschen Dichter das wohlverdiente Denkmal in Stein und Erz an den Ufern seines von ihm besungnen Rheins in Königswinter gesetzt (vgl. J. Joesten, Mein Herz ist am Rheine. Köln, 1896). Wolfgang Müller, der von 1838 bis 1840 mehrere Semester in Berlin weilte, erwähnt fast in jedem Briefe Frau Mathieux, der er auch die Einführung bei Bettina in Berlin verdankte. Im September 1839 schreibt er an Alexander Kaufmann: „Der Mathieux (Johanna) danke für ihren Gruß und erwidere ihn. — — Sie ist auch in jeder Beziehung ein geniales Weib; sie versteht einen, und

das thun zimperliche Gänse nicht,“ und in einem andern Briefe: „Du führst mich zurück in die liebe Musenstadt, worin meine liebsten Erinnerungen haften. Trotzdem, daß Angela Oppenhoff meint, ich wäre nicht aufrichtig, wenn ich meinen Aufenthalt in Bonn die schönste Zeit meines Lebens nenne, so ist es doch wahr. Dort ist mir Leben und Poesie aufgegangen.“

Es wird den Leser interessieren, wenn wir die hauptsächlichsten Daten aus Wolfgang Müllers Leben hier wiedergeben. Wolfgang Müller kam 1835 nach Bonn, wo er im Hause Simrocks Kinkel, Matzerath, Freiligrath, Kaufmann und Nikolaus Delius kennen lernte. Dann zog er nach Berlin, wo er am 13. August 1839 sein Doktorexamen machte. Nach der Übersiedlung seiner Eltern nach Düsseldorf, wo der Dichter 1840 als Regimentschirurgus amtierte, erwies sich für ihn der Umgang mit Malern und Musikern als fruchtbringend. Von jenen schöpfte sein empfänglicher Geist lebendigen Schönheitssinn in der Naturbetrachtung, von diesen Gefühl für Rhythmus und Wohlklang. Namentlich mit dem früh verstorbnen und zu früh vergessenen Komponisten Norbert Burgmüller verknüpften ihn enge Freundschaftsbande. Schon die erste Veröffentlichung seiner „Junge Lieder“ (1841), Balladen und Romanzen (1842) erregte großes Aufsehen, ebenso 1846 sein Epos „Rheinfahrt,“ das von innigster Versenkung in die Natur zeugte. Sein im Jahre 1847 geschlossener, äußerst glücklicher Ehebund mit der Kölnerin Emilie Schnitzler zeitigte eine Blüte zarter Poesien, aus deren Zauberbann ihn die Revolution und sein Amt als Deputierter in Frankfurt a. M. nur vorübergehend zu reißen vermochte. 1851 erschien seine „Loreley,“ worin er seine Virtuosität in

der Stoffbehandlung zu entfalten reiche Gelegenheit fand. Die „Maienkönigin“ (1852) zeigte ihn als Meister der Idylle, ein buntes Leben und Treiben verstand er im „Rattenfänger von St. Goar“ zu schildern, und beides erwuchs wieder auf dem Mutterboden des rheinischen Vaterlands. Im Jahre seiner Übersiedlung nach Köln, 1853, entdeckte er den Erzähler in sich. In seinen „Rheinischen Novellen“ und den „Erzählungen eines rheinischen Chronisten“ konnte er erst den ganzen Reichtum seiner Geistesschätze, von den feinsten philosophischen Wahrnehmungen an bis zu den Ergebnissen der Nachforschungen in den Annalen der Geschichte und im Buche des Lebens völlig verwerten. Im regen geistigen Austausch mit Männern wie Ferdinand Hiller, von Mevissen, Dagobert Oppenheim, Claeßen gewann er einen mitbestimmenden Einfluß auf das geistige Leben in den zwei Jahrzehnten, die ihm noch in Köln zu leben beschieden waren. Auch das dramatische Gebiet betrat er im Jahre 1863 mit dem Lustspiel: „Sie hat ihr Herz entdeckt,“ das im deutschen Repertoire festen Fuß gefaßt hat. Nachdem der deutsch-französische Krieg seine patriotische Begeisterung so lebhaft entflammt hatte, daß er vorübergehend sogar die längst vernachlässigte ärztliche Kunst im Dienste des Vaterlands ausübte, ergriff ihn ein Leberleiden, das ihn am 29. Juni 1873 dahinraffte. Nicht die Stürme der Politik, nicht sein medizinischer Beruf haben je seine poetische Ader unterbinden können, aber so ganz frisch und stark strömte sie doch nur, wenn er den Rhein und das Leben am Rhein besingen konnte, und so darf er als Hauptvertreter der rheinischen Sagen und Dichtungen gelten.

Es ist interessant, von Wolfgang Müller zu hören, wie er sich über seine „Poetischen Besuche“ bei der Reise ins Siebengebirge[1]) aussprach, die er von Köln oft mit seiner Familie unternahm. Er sagt hierüber folgendes: „Nach einer freundlichen und behaglichen Rast am mütterlichen Herde begab ich mich zu Fuß auf den Rückweg, um an einige bekannte Thüren zu klopfen. Die rheinische Gastfreundschaft ist zu bekannt, als daß ich ihr ein Lied zu singen brauche. Ich muß es übrigens rühmen, daß ich in diesen Gegenden viele Freunde besitze, denen ich zu jeder Zeit willkommen bin, was ich aber mehr ihren eignen trefflichen Eigenschaften, wie meiner bescheidnen Person zuschreibe. Wollte ich hier von Haus zu Haus wandern, so könnte ich leicht wochenlang unterwegs bleiben. Das war aber diesmal nicht meine Absicht; ich hatte vorzugsweise einige poetische Freunde im Sinne, als ich die Wanderschaft antrat.

„So schritt ich denn die Landstraße unterhalb Remagen hinab, die dicht zwischen die Felsen und den Fluß gezwängt ist, und an welche später noch die Eisenbahn gefügt wurde. Oben links auf dem Felsen steht ein neues Gebäude im gotischen Stile. Sei mir gegrüßt, freundliche Marienburg mit deinen gastlichen Besitzern! Heute kann ich dich nicht besteigen und mir das muntre Gespräch, die hübschen Geigen- und Pianosonaten und den duftigen Oberemmeler zu Gemüte führen. Gleich unterhalb, wo das Thal sich öffnet, welches den Arsbach aus der waldigen Schlucht des an glänzenden Fernsichten reichen Scheidskopfes bringt,

---

[1]) Vgl. Sommertage am Siebengebirge. Kreuznach, 1867, XIV, S. 152.

schwenke ich mich links. Dort liegt in frisch angelegtem Garten ein neues blankes Haus. Das ist Herresberg.

„Hier wohnt Gustav Pfarrius, der Poet des »Nahthals«, der »Waldlieder«, eines Bändchens »Gedichte«, der Erzählungen »Zwischen Soonwald und Westrich« und »Schein und Sein«. Nun multa, sed multum. Wer diese Bücher mit Muße durchnippt, wird ihnen vielfache Genüsse danken und den Dichter herzlich lieben lernen, denn es offenbart sich in ihnen ein feiner Geist, eine reiche Erfahrung, eine liebenswürdige Weltanschauung und ein heitrer Humor, die sich stets reinster und edelster Formen bedienen. Wenn der Grundton der lyrischen Dichtungen auch in der Reflexion besteht, so hat Pfarrius doch auch häufig einen charmanten singbaren Liederzug. Und so verdiente er im allgemeinen bekannter zu sein, als er es in der That ist. Seltsam, genau haben die Franzosen seine Novellen mit Vorliebe übersetzt, während sie von unsern Landsleuten verhältnismäßig wenig gelesen worden sind. Glücklicherweise deklamiert man in der Schule und singt in heitrer Gesellschaft einzelne seiner Gedichte mit wahrem Vergnügen. »Der Trunk aus dem Stiefel« gehört zu meinen Lieblingsballaden. Und ganz allerliebst ist das Lied auf den »Siebenundfünfziger«, das in den Weinlanden lange Zeit in allen Kehlen war und dem Dichter manche köstliche Flasche von Rhein und Mosel einbrachte, die ihm von den Verehrern seiner Muse anonym, aber mit berühmt klingender Etikette zugesandt wurde. Vielleicht, dachte ich, liegt noch die eine oder andre im Keller zu Herresberg und kehrte ein. Ich traf den gemütvollen, liebenswürdigen Freund, der einst seines Zeichens ein Theologe war, dann Erzieher der Jugend

zu Köln am dortigen Friedrich Wilhelms-Gymnasium wurde und erst vor kurzem seine Stelle aufgegeben hat, im Kreise seiner freundlichen Frau und seiner blühenden Kinder. Der erwünschte Trank stand bald auf dem Tische der Terrasse, wo man einen herrlichen Blick auf den Rhein hat, und wir sangen das Lied des Dichters:

Im Jahre achtzehnhundertfünfzig und sieben
Da verbrannten der Kappus und die Rüben,
Da verbrannten die Braten
Der Geldpotentaten,
Doch Eins und das Beste geriet,
Davon soll erzählen dies Lied.

„Und als wir gesungen hatten, da plauderten wir noch lange über dies und das, was in der Zeit und in der Luft lag, denn es plaudert sich eben ganz allerliebst mit dem Dichter, der ein trefflicher, gerader, grundbraver und neidloser und guter Mensch ist.

„Aber ich darf mich nicht zu lange verweilen, denn ich habe noch einen weiten Weg vor mir. Der Freund giebt mir das Geleite bis an die Fähre von Unkel. Ich rufe: »Hol über!« ein Schiffer rudert mich auf die rechte Rheinseite. Im Boot gedenke ich eines andern poetischen Genossen, der vor fünfundzwanzig Jahren dort in dem gelben Hause am Ufer des Rheins wohnte. Freilich schaust du nicht mehr aus dem Fenster herab, ich muß dir jetzt einen Gruß über den Ozean zu senden, denn du weilst im Britenlande, mein guter, lieber Ferdinand Freiligrath. Ja, es waren doch schöne sonnige Zeiten, als du dich für eine Weile aus dem Handelsleben zurückgezogen hattest und hier der jungen Freiheit genossest. Du dachtest damals, ein Dichter könne sich so auf eigne Faust in die freie

schöne Gotteswelt setzen, und die gebratnen Tauben kämen ihm in den Mund geflogen. So siedeltest du hier in dem gelben Hause, das du die Strolchenburg nanntest, weil tagtäglich eine Menge von Strolchen ein- und auszog.

„Ja, es waren schöne sonnige Zeiten, wir wußten noch nichts von der leidigen Politik und von all dem sozialistischen und kommunistischen Kram, der bald nachher die jungen Gemüter berauschte und auch wohl vergiftete. Wir schwärmten nur für Poesie und wollten die ganze Welt in Poesie tauchen. Und welche schönen Lieder hast du hier gesungen! Das Lied von der Geliebten, die du hier fandest, das Lied von der seligen Verschollenheit. Und auch den alten Rolandsbogen, der damals in einer stürmischen Januarnacht zusammenbrach, hast du, ein zweiter Amphion, mit deinem Liede wieder aufgebaut. Ich, der ich am Rhein geblieben bin, werd es dir ewig Dank wissen, alter Romantiker, und ich halte diese That noch lange nicht für deine unbedeutendste Dichtung. Leider dauerte diese Herrlichkeit nur allzu kurze Zeit. Vorbei! Vorbei! Ich ziehe mit einer Thräne im Auge weiter.

„Der Weg führt mich durch Scheuern und Breitbach. Da öffnet sich rechts ein Thal in das Gebirge. An dem Bache hin schlängelt sich ein Pfad, ich schlage ihn ein, um mich nach Menzenberg zu wenden. Ich lasse den Hagerhof, ein im gotischen Stil restauriertes Gebäude mit seinem Park und mit seinen Teichen zur Rechten liegen. Nach einer Weile klopfe ich links an die Thür eines schlichten Sommerhauses. Ich bin wieder an einer Dichterwohnung angelangt, denn hier weilt in schönen Frühlings- und Herbsttagen Karl Simrock. Meine lieben Leser wissen, daß dieser Poet

während der offiziellen Semester als Professor in Bonn wohnt und den Studenten Vorlesungen über altdeutsche Dichtungen und Mythologie hält. Bedarf er aber der Erholung, so macht er sich auf die Wanderschaft und besucht sein liebes Menzenberg. Ich bin so glücklich, ihn an Ort und Stelle zu finden. Da er der Besitzer der vortrefflichsten Weinberge des Thales ist, läßt er eine Flasche Eckenblut aus dem Keller holen, auf deren Etikette wir folgende Verse lesen:

Held Dietrich schlug Herrn Ecken
Zu Tod, den kühnen Mann,
Drum lassen wir uns schmecken
Das Blut, das ihm entrann.

Die Erde hats getrunken,
Die Rebe saugt es ein,
Zuletzt ins Faß gesunken
Ward es ein kühler Wein.

Und trinken wir des Weines,
So giebt das Heldenblut
Dem kühnen Sohn des Rheines
Erst rechten Heldenmut.

Wir fürchten keine Gegner
Auf dieser Erde Stern,
Lebt auch kein Überlegner,
Kein Dietrich mehr von Bern.

„Ihr müßt nämlich wissen, daß nach Simrocks Interpretation der große Held Dietrich von Bern den Riesen Eck hier im Menzenberger Gebiet, und zwar auf dem Weinberge des Dichters erschlagen hat.

„Aus dem Weine stiegen die Bilder vergangner Zeiten auf. Wir gedachten der Tage, wo wir uns vor einem Viertelsäkular zusammentrafen und in diesen Gegenden gewissermaßen eine rheinische Dichterschule

gründeten. Simrock war damals unser Senior und hatte schon manches tüchtige Werk hinter sich. Seine Übersetzung des Nibelungenliedes, der selbst Goethe das günstigste Zeugnis gegeben, lag vor, er hatte den »Walter von der Vogelweide« übersetzt, »Wieland der Schmied«, eine eigne Dichtung von festem und starkem Gefüge, war fertig, die von ihm gesammelten Rheinsagen enthielten viele trefflichen Balladen von seiner Hand. Überdies aber beschäftigten ihn schon damals alle jene großen Pläne, die er seitdem zur Ausführung gebracht hat, und die teilweise in eignen Dichtungen, wie das »Amelungenlied«, teilweise in Nachdichtungen, wie »die Gudrun, das kleine Heldenbuch, Parcival und Titurel, Tristan und Isolde, die Edda, der Heliand, der Beowulf« bestehn.

„Gottfried Kinkel in Oberkassel, Alexander Kaufmann in Bonn und ich in Königswinter geboren, also gewissermaßen Nachbarkinder, sammelten uns schon in grüner Jugend um den Meister, der auch diesen schönen Gegenden entstammt war. Aber wir hatten nicht allein eine gemeinsame Heimat, wir fühlten auch alle denselben Drang, diese Heimat in Lied, Sage und Geschichte poetisch zu verklären. Simrock ging uns mit Rat und That an die Hand. In die zweite Auflage seiner Rheinsagen nahm er ein paar Gedichte auf, die er als Gymnasiast gemacht hatte. Andre Balladen, die während der Studentenzeit in Bonn entstanden, folgten in den spätern Editionen.

„Nun trat auch bald Freiligrath in unsern Kreis. Ich hatte ihn in Barmen aufgesucht. Wir beide gingen dann, als wir um Pfingsten auf dem Musikfest in Köln waren, zu Chr. Matzerath, der Referendar war. So entstand der Plan zu dem Rheinischen Jahrbuch,

dessen Redaktion Simrock, Freiligrath und Matzerath als die ältesten des Kreises übernahmen. Das Buch erschien nur in zwei Jahrgängen, es wurde nicht aus Mangel an Erfolg fallen gelassen, sondern weil das Schicksal die Redaktoren auseinander warf. Matzerath ging nach Berlin, Freiligrath nach Darmstadt und St. Goar, so fehlte der notwendige Zusammenhang in der Redaktion. Außerdem verfolgten die Herausgeber nach und nach verschiedne Ziele. Nur Simrock blieb seiner Art und Weise treu. Freiligrath wurde in die Bewegungen der folgenden Zeit hineingerissen, Matzerath wandte sich der Beamtenkarriere zu. Indes hatte sich doch eine Gruppe von rheinischen Poeten zusammengefunden, deren unser Strom seit den Tagen des Mittelalters keine mehr besessen hatte. Der alte Fischart, Götz, Joh. Georg Jakoby, Goethe, Clemens Brentano und Heinrich Heine waren zwar Rheinländer gewesen, aber sie hatten die Heimat nie dichterisch vertreten.

„Wie glücklich waren wir damals, eine neue geistige Genossenschaft zu bilden. Wir hatten ein ähnliches Gefühl in unsern Seelen, wie es der Frühling in der Natur giebt, denn wir traten in den Lenz unsers Wirkens ein. Und in diesem Sinne ließ ich die Mitglieder des jungen Kreises an meinem geistigen Auge vorüberziehen. Von dem heißblütigen, offnen, geraden Freiligrath habe ich schon gesprochen. Er war ein wilder Sohn der Zeit, der sich in alle ihre Wirbel und Strömungen hineingestürzt hatte. Matzerath erschien als eine ganz entgegengesetzte Natur. Seine eigne Seelenstimmung und tüchtige klassische Studien hatten ihn zu einem Schüler Goethes und Schillers gemacht. Er besaß eine feine Ironie, die indes nie=

mals verletzte, wie er sich überhaupt als eine durchaus reine und schöne Seele erwies, die sich deshalb von der Poesie abwandte, weil sie zu sehr durch andre Arbeiten in Anspruch genommen wurde.

„Mit Kinkel verlebten wir gleichfalls jene Tage, die er vielleicht selbst zu seinen schönsten und reinsten zählen wird. Der Schwerpunkt seines Talents war rhetorischer Art, er gefiel sich in großen Worten und wohlklingenden Phrasen, wie denn überhaupt bei ihm der Ausdruck den Gedanken überwuchert. Seine einfachsten und schönsten Lieder fallen, wie ich glaube, in diese Zeit. Wir liebten alle den schlichten und klaren Ausdruck für das, was wir sagten, und so war er gewissermaßen gezwungen, in diesem Sinne zu reden. Es ist bekannt, daß er später in Kunst und Leben oft über diese Prinzipien hinausschoß. Und so mag er selbst mitunter sehnsuchtsvoll an jene Tage der Unschuld und Kindheit zurückdenken. Sein rastloser Ehrgeiz hat ihn in viele unselige Verhältnisse gebracht. Wir wollen nicht mit ihm rechten. Nach meiner Meinung wäre er glücklicher geworden, wenn er sich nicht in all jene Agitationen geworfen hätte, die ihn so bittre Erfahrungen machen ließen. Zudem glaube ich, daß er sich mehr durch äußere Antriebe wie durch innere Notwendigkeit zwingen ließ. Daß ich ihm seine politischen Tendenzen nicht vorwerfe, beweisen wohl meine Worte über Freiligrath, den ich gerade deshalb so hoch halte, weil er nie etwas sprach und that, was nicht seiner innersten Überzeugung entquoll.

„Alexander Kaufmann war der jüngste nennenswerte Poet unsers Kreises. Er erwies sich als eine höchst liebenswürdige, echt deutsche Natur. Mit seinen kleinen Liedern und Balladen trat er stets scheu und

unentschlossen, fast mädchenhaft hervor. Und doch kann er ganz zufrieden mit diesen anmutigen und reizenden Produkten sein, denn sie sind meist originell in der Erfindung, geistvoll in den Wendungen und dabei nicht selten von einem eigentümlichen Zauber des Ausdrucks. So gleichen sie duftigen Blumen, die verborgen im tiefen Walde blühn. Hoffentlich wird eine spätere und gerechtere Zeit sie besser würdigen, wie sie bis jetzt gewürdigt worden sind.

„Mit Ausnahme Kinkels, dessen Gedichte eine Zeit lang wegen der eigentümlichen Schicksale ihres Verfassers sich einer größern Aufmerksamkeit des Publikums erfreuten, und mit Ausnahme Freiligraths, der indes nicht zu den Rheinländern gezählt werden kann, haben wir andern lange Jahre nicht besonders wohlgefällig von der Gunst des deutschen Publikums reden können. Die Gründe für diese Erscheinung sind nicht schwer zu finden. Unsre hauptsächlichste Thätigkeit begann in den Tagen, wo das junge Deutschland die Arena behauptete. Dann kam die Zeit der politischen Poesie, die mit der Revolution vom Jahre 1848 endete. Darauf folgte die Reaktion der Frömmler und Kopfhänger. Was galt damals das Bestreben, wieder echt nationale Stoffe im schlichten deutschen Sinne zu behandeln? Für die Kritik war der Rhein, dem es trotz seiner Industrie und seinem Handel an einem mächtigen Buchhandel fehlt, eine unbekannte Gegend. Und selbst die gelehrten Litteraturhistoriker, die damals dicke Bände schrieben, übersahen und ignorierten die umfangreiche Thätigkeit eines Simrock, der nicht allein Dichter war, sondern auch zu den berühmtesten Germanisten gehörte. Wir waren nicht modern genug. Als wenn die Poesie, die Bestand haben soll,

sich mit den Tendenzen des Tages ausstopfen müßte. Glücklicherweise denkt das deutsche Volk in seiner Größe und Breite anders als die Prinzipienreiter der jüngern Epoche. Simrocks ungewöhnliche und erfolgreiche Bemühungen um die Belebung der alten Dichtung sind in der That nicht verloren gegangen, sie brechen sich im Gegenteil von Tag zu Tag breitere Bahnen, während eine Menge von ephemeren Tendenzschriften, die bei ihrem Erscheinen in alle Himmel gehoben wurden, sich nur als Eintagsfliegen erwiesen haben. Und auch ich fange an, mit meinen Erfolgen zufrieden zu sein, aber auch ich danke es dem deutschen Volke und nicht den Wortführern in Journalen und Zeitschriften. Wir stehen uns als Schriftsteller am besten, wenn die Kinder unsre Gedichte in der Schule deklamieren, und wenn diese Lieder auf der Straße gesungen werden. Daß manch einem die grauen Haare darüber wachsen, nun, das ist zu allen Zeiten gewesen!

„Meine lieben Leser, ihr werdet mir diese Expektorationen nicht übel nehmen. Da ich euch so vielerlei vom Siebengebirge erzählt habe, mußte ich euch doch auch einige Mitteilungen von den Poeten machen, die in diesen Gegenden das Licht der Welt erblickt und später ihr Wesen hier getrieben haben. Schließlich könnte ich euch noch in die Landhäuser, die auf den Bergen und in dem Thale zerstreut liegen, einführen und in den Besitzern und Besitzerinnen allerlei interessante Bekanntschaften machen lassen, denn in Honnef, in Rolandseck, in Mehlem und Godesberg fehlt es nicht an gewichtigen Leuten, die ihre großen Verdienste um die Entwicklung des rheinischen Lebens haben. Ich weiß indes nicht, ob sie mir die Erlaubnis geben, denn sie sind nicht wie die Poeten personae publicae.

„Und so schreite ich denn durch das lachende Thal, setze über den Rhein und trete zu Mehlem in das Haus Drachenstein, wo meine Schwiegermutter mir freundlich die Hand entgegenstreckt, und wo Weib und Kind schon lange mit lachenden Angesichtern auf den schon über die Zeit ausgebliebnen Wandrer gewartet haben.“

Wir können von dem Maikäferbund[1]) und seinen Freunden nicht scheiden, ohne auch des warmherzigen Freundes dieser Dichtergruppe, des Dichters des Nahethals, Pfarrius, zu gedenken. Gustav Pfarrius wurde am 31. Dezember 1800 in Heddesheim bei Kreuznach geboren. Nach beendetem Studium der Theologie und Philologie in Halle und Bonn wurde er 1834 an das Friedrich Wilhelms-Gymnasium nach Köln berufen, wo er dauernd, auch während seines 1863 eingetretnen Ruhestands bis zu seinem Tode 1884 lebte. Seiner Feder entstammte eine Reihe von Erzählungen, Novellen und ein Roman „Sein und Schein,“ die im Boden seiner Heimat an der Nahe wurzelten. Der lange Aufenthalt in Köln begeisterte ihn für die christliche Kunst und ließ ihn das Kölner Dombaulied dichten: „Laßt Gesangesjubel, Freud und Fröhlichkeit mit dem Ruf erschallen: Unser Werk gedeiht,“ das viele Jahre an den Dombaufesten gesungen wurde. Im Wetteifer mit Simrock behandelte er Rheinsagen, wie vom Drachenfels, von Sinzig, vom Mäuseturm und Johannisberg, indem er den alten Erzählungen und Dichtungen immer eine neue Seite, zum Teil eine humoristische abzugewinnen wußte. Von seinem Studiertisch eilte er immer wieder gern in den Wald:

---

[1]) Dieser feierte sein letztes Stiftungsfest im Jahre 1847.

„Komm mit, verlaß das Marktgeschrei, verlaß den Qualm, der dir sich ballt ums Herz, und atme wieder frei! Komm mit mir in den freien Wald!“ Und nun schildert er in seinen „Waldliedern“ nicht nur Frühling und Herbst im Walde, nicht nur den Quell und das Echo, die Sterne und die Spukgeister, sondern er läßt auch in sinniger Weise die Bäume und Vögel unter einander Zwiesprache halten und mischt auch ein reizendes humoristisches Käfer- und Käferinepos ein. Auch in seinen neuen Gedichten fehlt es nicht an Schwänken. Als er einst wieder das ganze Nahethal durchwandert hatte, faßte er die einzelnen Naturschilderungen und Sagengedichte in dem „Nahethal in Liedern“ zusammen, in dem er teils tiefernst von dem durch die Felsenkirche gesühnten Brudermord bei Oberstein, von Heinrichs IV. Gefangenhaltung durch seinen throngierigen Sohn, teils begeistert von Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen auf der Ebernburg sowie von dem „Kreuz“ in der „Nahe“ und dem tapfern Kreuznacher Michel Mort, teils wieder heiter von der Brücke ohne Fluß bei Sobernheim, von der Erbauung des Rheingrafensteins durch den Teufel, der schließlich mit einer Eselsherde geprellt wird, und von dem Trunk aus dem Stiefel auf demselben Schlosse erzählt. Fröhlich erklingen seine Weinlieder, wie das berühmte auf den 1857er, das wir vorhin erwähnten.

Auch seiner Verdienste hat das deutsche Volk dankbar gedacht. Am 13. August 1898 wurde ihm in den Anlagen der Stadt Kreuznach ein würdiges Denkmal in Erz und Stein geweiht.

Nur der Sänger von „Otto der Schütz,“ Gottfried Kinkel, ist bisher noch nicht durch ein Denkmal verewigt worden, obgleich ihn die Mitwelt als einen

Hauptvertreter der rheinischen Liederkunst anzusehen und zu schätzen allen Anlaß hat. Hoffentlich werden diese Studien dazu beitragen, dem deutschen Volke seinen Dichter wieder etwas näher zu bringen, um die alte Ehrenschuld des Rheinlands seinem Andenken gegenüber endlich abzutragen. Emil Rittershaus hat noch kurz vor seinem Tode, wie aus dem nachfolgenden Briefe an den Verfasser hervorgeht, keinen innigern Wunsch gehabt, als daß Kinkels Bild in Erz und Stein erstehn möge.[1])

Wenige Tage vor Enthüllung des Wolfgang Müller-Denkmals schrieb Emil Ritterhaus an den Verfasser:

Bad Nauheim, Parkhotel, 28. 6. 96.

Verehrter lieber Freund und Kollege!

Ein Sprichwort sagt, keine Hochzeit würde gefeiert, ohne daß sofort eine neue Verlobung zustande käme — und so möchte ich denn sagen, kein Dichterdenkmal wird enthüllt, ohne daß zur Schaffung eines neuen Poetenmonuments Anregung gegeben wird. Seit langer Zeit habe ich mich für eine Büste für Gottfried Kinkel in Oberkassel am Rhein lebhaft interessiert. Ich bitte Sie, die Einlagen lesen zu wollen und zu versuchen, ob sich nicht sofort ein Ausschuß für Errichtung eines Kinkel-Denkmals bei der Müller-Feier bilden läßt. Sehr gern würde ich demselben beitreten, aber ich bin nicht mehr in der Lage, einige Arbeiten dafür zu übernehmen. Die Herren Kurdirektor Ferdinand Heyl und Karl Stelter in Wiesbaden sind sofort

[1]) Vergl. Feuilleton der Frankfurter Zeitung, Nr. 102, vom 12. April 1897: Erinnerung an Emil Rittershaus. Von Hans von Windeck (Pseudonym des Verfassers).

zum Beitritt bereit. Um so mehr glaube ich, daß wir sehr rasch damit zu Ziele kommen, da Karl Schurz in New=York mir gewiß seine starke Hand mit seinen Freunden leihen wird — aber wie wäre es, lieber Freund und Kollege, wenn Sie wieder einmal die Führung übernähmen! Das Gedicht, den Aufruf will die „Gartenlaube" bringen, natürlich aber auch das erste Wort haben, und so bitte ich denn meinen Aufruf diskret behandeln zu wollen. Heil und Segen zur Feier! Herzlichsten Gruß Ihnen, Ihrer verehrten Frau Gemahlin, den Freunden und Festgenossen. Treu ergeben Ihr

Emil Rittershaus.

Das Schreiben kam erst gegen Schluß der Festversammlung bei der Enthüllung des Wolfgang Müller=Denkmals in Königswinter in meine Hände, nachdem schon die Ehrung Karl Simrocks durch ein Denkmal in Bonn am Rhein in Anregung gebracht worden war und der Gedanke allseits jubelnde Zustimmung gefunden hatte. Ich schrieb daher an Rittershaus, daß ich unter diesen Umständen mir von der Anregung eines Denkmals für Gottfried Kinkel keinen Erfolg versprochen hätte und es einem geeignetern Zeitpunkt überlassen bleiben müßte, auf die Angelegenheit zurückzukommen. Nachdem nun Rittershaus entschlafen ist, glaube ich nicht allein das Recht, sondern die Pflicht zu haben, von der mir zu Lebzeiten des Dichters auferlegten diskreten Behandlung der Sache ferner abzusehen und vor der Öffentlichkeit zu bezeugen, daß es des Heimgegangnen sehnlichster Wunsch gewesen wäre, daß er die Ehrung des Dichters von „Otto der Schütz" auch noch erlebt hätte. Nach den Ehrungen von Freiligrath, Nikolaus Becker, Gustav

Pfarrius, Wolfgang Müller von Königswinter, demnächst Karl Simrock in Bonn, Karl Immermann in Düsseldorf und Emil Rittershaus in Barmen bleibt als einzige Restschuld die Ehrung Gottfried Kinkels, die das deutsche Volk und namentlich das Rheinland als eine Ehrenschuld diesem Dichter noch abzutragen hat und auch wohl noch gern abtragen wird. Meine Ausführungen werden vielleicht dazu beitragen, daß die Freunde Gottfried Kinkels in der Alten und in der Neuen Welt dieser „des Schweißes der Edeln werten“ Sache bald näher treten.

Und so will ich denn, dem Wunsche meines Freundes folgend, den Aufruf zu einem Gottfried Kinkel-Denkmal hiermit der Öffentlichkeit übergeben:

Ein Denkmal für Gottfried Kinkel in Oberkassel an Rhein und Sieg

Mein Herz soll ruhen im Vaterland
Im Winde der blauen Sieg!
O Sieg, mein herrlicher Heimatfluß,
So klar, so kühl und mild,
Wie bist in deinem strudelnden Schuß
Recht deiner Männer Bild.

Gottfried Kinkel

Wo sich Rhein und Sieg verbinden,
Dort an unsers Weinlands Thoren,
Dort, im Oberkassler Pfarrhaus
Ward ein Dichter einst geboren.

Überm Rheine wehn und rauschen
Der Romantik Wunderfahnen,
Schäumend, brausend bricht der Siegstrom
Durch die Berge sich die Bahnen.

Rhein und Sieg, die beiden haben
Segenspendend ihrem Sprossen
Die Romantik und den Sturmsinn
Ins Poetenherz geschossen.

Sagt, ob an dem ganzen Rheine,
Sucht und forscht in jedem Winkel,
Je ein Lied erklang so duftig,
Wie der „Schütz" von Gottfried Kinkel!

Ob die Poesie des Stromes
Je erklang in solchen Weisen,
Wie die wunderbaren Klänge,
Die des Abends Frieden preisen!

Wie das Priesterwort, das mahnet
Abzuwälzen alle Sorgen
Und in stillen Feierstunden
Fühlen sich in Gott geborgen!

Das ist Rheines Musensegen,
Unsers Rheins geheimes Walten!
Weisen sind es, die im deutschen
Herzen ewig jung sich halten!

Weisen, die schon unsre Väter
Durften tief im Mark erfassen,
Und die einst noch unsrer Enkel
Herzen wonnig schlagen lassen!

Und die Sieg, das trotz'ge Mädel,
Mit dem Eichkranz in den Haaren,
Saht ihr nicht im wilden Sturmlied
Sie ihr Wesen offenbaren!

Immer hoffend, immer harrend
Auf der Freiheit Siegesfeier,
Gab dem Oberkassler Kinde
Sie das Schwert zu seiner Leier!

Schier ist fast ein halb Jahrhundert
Seit der Sturmzeit nun vergangen,
Und vergessen darfs wohl heute,
Wem zu wild die Weisen klangen.

Doch den Dichter zu vergessen,
Der Unsterbliches gegeben,
Nimmer möcht für euch es passen,
Söhne aus dem Land der Reben!

In dem Schoß der Schweizer Alpen
Wurde der Poet begraben,
Doch er sagt: Mein Herz soll Ruhe
In der lieben Heimat haben.

Wo von Sieg und Rhein die Winde
Duftig, weich, balsamisch wehen,
Das Poetenherz wird immer
Neu im Liede auferstehen!

Deutsches Volk, an Monumenten
Fehlt dirs nicht an allen Ecken,
Doch vergebens sucht ich Kinkels
Ehrenzeichen zu entdecken!

Dort, wo Rhein und Sieg sich einen,
Wo getummelt sich der Knabe,
Bei dem Oberkassler Pfarrhaus
Spende deine Liebesgabe!

Dort, aus Rebengrün und Baumblatt,
Heim für Nachtigallenlieder,
Schau die breite Dichterstirne
Seh das mächt'ge Haupt hernieder!

Und beim Bilde des Poeten
Lasset jeden Lobspruch fehlen:
Gottfried Kinkel — diese Worte
Sind genug für deutsche Seelen!

Emil Rittershaus

Der Gemeinderat zu Oberkassel bei Bonn hat schon am 2. Dezember 1896 beschlossen, das Andenken Kinkels dadurch zu ehren, daß die Straße, in der er dort gewohnt hat, nach seinem Namen benannt wurde. Die rheinische Presse knüpfte schon damals hieran die Mahnung an das deutsche Volk, daß es Zeit sei, auch an Kinkel zu denken. Dieses Denkmal ist ihm, dem Dichter, Deutschland schon lange schuldig geblieben, mag man auch politisch auf dem ganz entgegengesetzten Standpunkte stehen: Kinkel ist doch der einzige gewesen, der in seinem nationalen Enthusiasmus für seine Überzeugungen mit seiner Person und seinem Leben eingetreten ist, während alle übrigen Freiheitssänger damals Reißaus nahmen. Man denke nur an die Flucht Georg Herweghs. Wenn Freiligrath sich, trotz seiner innern Wandlung, auch später nicht mit seinem Vaterlande aussöhnen konnte, so muß es uns doppelt angenehm berühren, daß Kinkel diesen Wunsch in seinem innersten Herzen am Ende seiner Tage sehnlichst gehabt hat. Hierüber liegt das Zeugnis meines heimgegangnen Freundes Heyl vor, mit dem ich hier den Leser bekannt machen möchte.

Ferdinand Heyl (Wiesbaden) erzählt uns in seiner Erinnerung an Gottfried Kinkel (vgl. Gartenlaube 1892, Nr. 14, S. 216), daß dieser ihm in einer gemütlichen Stunde im „Adler" zu Wiesbaden im März des Jahres 1882 anvertraut habe, wie er über seine politische Vergangenheit selbst dachte: „Ich bin am Rhein — o, wenn man wüßte, wie ich an seinen grünen Fluten hänge, wenn man wüßte, was man dem »Alten« für eine Freude hätte bereiten können, wenn man ihn heimberufen, ihn wieder zum Deutschen hätte werden lassen mit Deutschen! Wohl danke ich

der Schweiz, daß sie mir wie vordem England ein Heim, eine Ruhestätte geboten hat, aber, Freund, ich leide, und zwar an zwei Übeln, am Heimweh und am Fluche der politischen Berühmtheit!"

Man wird diesen Ausspruch in seiner für Kinkel bittern Wahrheit verstehn, wenn man sich das Schicksal vergegenwärtigt, das so tragisch zwischen ihm und seinem heißgeliebten Volke stand.

So ist denn der Dichter heimgegangen fern von seinem Vaterlande und seiner Heimat am Rhein, seine irdischen Überreste sind in dem Boden der freien Schweiz gebettet, sein Name lebt aber am Rhein und im deutschen Vaterlande unvergänglich fort.

Bei der Beerdigung Kinkels (am 16. November 1882) zu Zürich entwarf Johannes Scherr ein ergreifendes Bild von dem Lebensgange des Dichters. Die Zeit der Jugend und der ersten Mannesjahre zog an den Hörern vorbei, fast wie ein Idyll von den rebenumkränzten Ufern des Rheins. „Da kam das Jahr 1848, sagte Scherr; nur wer jene Zeit erlebt hat, kann es begreifen, wie jedes patriotisch fühlende Herz, jedes offne Gemüt, jeder frei denkende Sinn in die Wogen hineingerissen und von denselben davon getragen wurde. Wie im Studenten Kinkel der Poet, wie im angehenden Manne der freisinnige Gelehrte, so regte sich in dem mehr Gereiften der Politiker, der mit fast elementarer Redegewalt in den Streit der Parteien eingriff. Ein vielbewegtes und prüfungsvolles Dasein war ihm beschieden. Und eine Fülle von guten Göttergaben war ihm in die Seele gelegt. Er besaß in vorzüglichem Maße die Fähigkeit, das Große und Schöne zu sehen, zu verstehn und zu deuten. Eine elementare Macht

der Beredsamkeit wohnte ihm inne: er fand für jedes Gefühl, für jeden Gedanken den entsprechenden Ton in seiner Brust, und darum hat er so gewinnend, so fesselnd, so anregend gewirkt, wo immer er das Wort ergriff."

Durch sein ungewöhnlich herbes und hartes Schicksal, durch die über ihn verhängte und wirklich vollstreckte Strafe, noch strenger als das Gesetz, durch seine heldenmütige Aufopferung für seine Ansichten und für seine Partei lebt Kinkels Name im Munde des deutschen Volks, das mit treuer und inniger Teilnahme auf das Unglück wie auf den Wechsel seiner Schicksale sah. Er hat in des Wortes weitgehendster Bedeutung die Worte, mit denen er sein Epos „Otto der Schütz" beschlossen, an sich selber wahr gemacht:

Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann.

Er hat sich selbst sein Schicksal geschaffen, er hat es aber auch selbst getragen als ein echter deutscher Mann! Der nun schlafende Sänger sagt in seinem Lied „Menschlichkeit," das ein hohes Lied der Menschheit genannt zu werden verdient, mit der Resignation des Weltweisen von sich:

Wohl haben auf ergrauter Erde
Die Völker zahllos schon gewohnt,
Und auf verschiednem Opferherde
Die Götter mannigfach gethront.

Auch nach uns werden andre Frommen
Dem Herrn noch schönern Altar weihn;
Es werden junge Leiden kommen,
Und neue Freuden werden sein.

Mich irrt es nicht! Mit Liebesblicke
Schau ich der Zeiten Ringen an:
Es wechseln Völker und Geschicke,
Die Menschheit geht die gleiche Bahn.

Ich weiß, daß nie ein Tag erglommen,
Der nicht froh Eine Brust gemacht;
Daß nie nach Frost ein Lenz gekommen,
Der nicht Ein Lied der Welt gebracht.

Ich weiß, daß aus des Bechers Gusse
Ein Schöpferstreben aufwärts schießt;
Daß sich in süßem Frauenkusse
Ein milder Born von Kraft erschließt.

Ich weiß, daß überall der Himmel
Mit Wolken droht, mit Lächeln blaut,
Und nachts zum ernsten Sterngewimmel
Allwärts ein Auge gläubig schaut.

So schau ich ewig nur das Gleiche,
Das jede Menschenbrust durchzieht,
Und Brüder nur, wohin im Reiche
Des Weltenrunds mein Auge sieht.

Ein Ring bin ich in großer Kette
Der Zukunft, der Vergangenheit;
Und durch des Kampfes Brandung rette
Das Kleinod ich der Menschlichkeit.

Druck von Carl Marquart in Leipzig

Joesten, Josef,

Litterarisches Leben am Rhein zwei Studien über 'Die litterarische Bildung am Rhein im vorigen Jahrhundert', 'Gottfried Kinkel und sein Kreis in Bonn'

Leipzig 1899